

José López Portillo y Pacheco  
**Quetzalcóatl**  
Roman eines Mythos  
Insel







José López Portillo y Pacheco

# Quetzalcóatl

Aus dem Spanischen von Wolfgang Promies

Insel Verlag

3. Tausend 1980

© Manuel Porrúa, S. A. Liberia, Mexico 1959, 1975

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Frankfurt am Main, 1978

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Printed in Germany

Scan by maoi  2003 2003/I-1.0

ALLE SCANS VON MAOI UND PÁRDUC  
SIND NON-PROFIT-SCANS UND NICHT ZUM VERKAUF BESTIMMT.

# Quetzalcóatl

# Für Muncy

QUETZALCÓATL

Bin ich jemand?

- Sagt der Mensch in seinem Sinn.
  - Bin ich der der ich bin?
  - Sagt er mitten in der Erde.

CHILAM BALAM. Buch VIII





## Prolog in dem Ursprung

OMEYOCAN! Und ich werde emporfliegen zu dem Ort Zwei, wo es nur Winde und Finsternisse gibt, den Yoalli Ehecatl, wo die grenzenlose Ruhe vor dem einigenden Willen des Wortes Wirbel macht.

Schon dort. Bin ich jemand, sage ich in meinem Sinn.  
Schon dort. Bin ich der, der ich bin?

Vor der Zeit, in einem Ort ohne Raum, in dem Nabel, wo sie überfließen, in wechselseitigem dunkeln Wirbel das grenzenlos Große in dem grenzenlos Kleinen; in dem Nabel, wo das Diverse Universum wird, wo der Tloque Nahuaque nächtliches Unwetter aller Möglichkeiten ist; wo der Herr der Nacht, der Schwarze Tezcatlipoca, sich verweigert, in Licht zerbricht und das Universum entsteht, das Quetzalcóatl in Einklang bringen möchte, der herrliche Zwilling, Feder auf der Schuppe. Ich krieche und ich fliege. Adler und Schlange.

Es schufen sich die Sonnen.

Es schufen sich die Federn.

Es schufen sich die Jaguare

Es schufen sich die Gesänge.

Es begann der Schmerz, und schon pochte das Blut.

»Ich Bin, Der Ist«, sagte das WORT.

»Ich weiß, was ich Bin«, sagte der Mensch.

Und von jener Zeit an ging er aus den Händen seines Schöpfers hervor und blieb sich selbst überlassen.

Yoalli Ehecatl.

Wind und Finsternisse!



## Der Weg

Die dunkle Nacht, der Wind und das Meer warfen ihn auf den Strand. Hier lag er fest, an seinen Balken gebunden. Bedeckt von Schaum. An die Erde gepreßt, in ihre sanfte Krümmung geschmiegt wie das Kind an die Mutter.

Nackt und ohne Erinnerung. Nur sein nächtliches Wachen hatte in ihm selbst wie ein Stern zwischen dem Wind und den Finsternissen gestrahlt. Innen. Draußen brüllten der Sturm und der Wirbel.

Die ersten Lichter eines neuen Tages und die Stille fanden ihn hingestreckt am Strand. Er erinnerte sich nur an die Richtung seines Ursprungs, die aufgehende Sonne und das Kreuz der vier Winde, an das er festgebunden war und das ihn, auf dem Meere schwimmend, unter dem Heulen des Sturmes bis zu diesem vom Wasser getrennten Land, inmitten Wind und Nacht, getragen hatte.

Er war nackt, ohne Erinnerung, nur gewillt, weiterzuleben. Vor Not von Sinnen. Sein Bewußtsein brachte es bloß zu Angst und Einsamkeit.

Bin ich noch jemand, fragte er sich endlich, als der Schmerz ihn gegen die Felsen warf und ihm Kraft und Bewußtsein schwanden; der Funke seines Wachens erlosch, und es blieb nur ein graues Sausen zurück, das dem Tod sehr ähnelte und in seinem geschwellenen Mund nach Blut und nach Salz schmeckte. Er blieb an Land, eingefügt wie ein Feuerstein, von weißem, geschupptem Schaum bedeckt. Den Bauch an den Boden gepreßt.

Jener neue Tag hatte schon Sonne. Sie kam auch von

Seiten des Meeres. Ihr Licht weckte Vögel und Gesänge. Der neue Tag hatte Gesänge und glänzendes Gefieder. Die Vögel kamen bis zu ihm heran und setzten sich auf seine Unbeweglichkeit, in seinen struppigen, verklebten Bart, auf seine Arme, auf seine Schenkel und auf sein Kreuz, ohne ihn zu wecken.

Von fern, im Licht des Morgens, im Strahlen der Sonne erschien er wie eine gefiederte Schlange, die vom Meer her gekommen war, auf der Bahn des aufgehenden Gestirns.

So riefen es die Kinder ihren Eltern zu:

»Die Sonne hat eine gefiederte Schlange gebracht! Sie liegt auf dem Strand, und nur ihre Federn bewegen sich!«

Die Eltern machten kein Aufhebens davon. Sie waren zu sehr damit beschäftigt, für ihre Kinder Nahrung zu suchen.

Nur die Kinder hatten Zeit und Neugier genug, um gefiederte Schlangen am Strand anzuschauen. Und sie waren gegangen, um sie aus der Nähe zu sehen. Sie gingen Schritt für Schritt näher. Vorsichtig und in Furcht. Gegenseitig machten sie sich Mut. Der Keckste lief vorneweg, strauchelte, und sein Fall schreckte die Vögel auf, während der Flug die Furcht der Vögel dem Herzen der Kinder mitteilte.

»Sie hat sich in einen Menschen verwandelt! In einen weißen Menschen! Er hat Haare im Gesicht und am Körper!«

Und sie liefen und verbargen sich in der feuchten und düftereichen Masse des Waldes.

»Die gefiederte Schlange hat sich in einen Menschen verwandelt! In einen weißen behaarten Menschen!« riefen sie wieder ihren Eltern zu, die auch nun nicht acht gaben. Sie waren beschäftigt und nicht neugierig. Mit Stein-

würfen und Stöcken fingen sie Gewürm, kleine Lebewesen und Vögel.

Die Kinder kehrten an den Strand zurück. Jetzt trugen auch sie Gerten und Steine.

Schon war er nur noch ein nackter, sonderbarer Mensch, der an den Strand geworfen worden und an ein Holz gebunden war. Er regte sich nicht. Von fern steinigten sie ihn. Von nahem schlugen sie ihn, und einer von ihnen, der Keckste, stach ihn, bis er blutete.

Das rote glänzende Blut lief auf den Boden, der es zum ersten Male trank.

Er hob den Kopf und öffnete seine großen runden Augen. »Gott! Gott!« schrie er heiser aus dem Gestrüpp seines Bartes. »In welchen Abgrund rufe ich?« fragte er sich, während er vor seinem verschwommenen, geblendeten und glühenden Blick die dunkelbraunen, grausamen Gestalten sah, welche, erschrocken, zu ihren Eltern liefen, um ihnen von ihrem Fund Mitteilung zu machen. »Er hat runde Schlangenaugen und viele Haare im Gesicht!«

Lediglich Acatl interessierte sich. Er wußte, daß das Meer freigebig war und zuweilen gute Dinge an den Strand warf. Er schüchterte die Kinder ein, daß sie nicht zurückkehren sollten, und bei Sonnenuntergang ging er, die gefiederte Schlange zu suchen. Vielleicht konnte man sie essen. Sich mit ihren Federn schmücken.

Als er an den Ort kam, schreckte auch er die Vögel auf und entdeckte den nackten, weißen, behaarten Körper eines Menschen, der fast tot war und an einer Seite eine Spur trockenen Blutes hatte.

»He! He! Wer bist du? Warum bist du weiß und mit Bart? Woher kommst du? Bist du ein gefallener Gott? Bist du ein toter Mensch?« Er stach ihn mit seiner Lanze, und jener bewegte sich.

»Dich haben das Meer, die Sonne und der Wind gebracht.

Mach, daß du Samen bist, von weither gekommen.  
Mach, daß du Spore bist von anderen Windstrichen.  
Mach, daß du Keim bist von anderer Rasse.«

Acatl band ihn vom Holz los, und indem er ihn an Haar und Bart ergriff, schleifte er ihn unter Mühen bis an den Rand des Dickichts. Die Füße des Mannes hinterließen Zwillingslinien, die an dem verlassenen Kreuz entsprangen.

Ein deutlicher und scharfer Schmerz brachte ihn wieder zu sich. Er hatte keine Kraft, um zu wehklagen. Er konnte nicht einmal den braunen, schwitzenden Arm beißen, der ihn am Bart gepackt hatte und seinen trockenen Mund gegen die Zähne preßte. Er ließ sich fortschleifen. Durch seine geschwollenen Augen, durch Not und Schmerz hindurch sah er den Abendstern, der strahlte, wie sein Wachen in den Winternächten gestrahlt hatte. Daß der Abendstern schön war, gewahrte er nicht. Er wußte nur, daß er noch leuchtete, wie seine eigene Existenz.

»Gott! Noch bin ich«, vermochte er nur zu sagen. »Noch leide ich! Noch sehe ich den Abendstern! Du hast mich nicht verlassen! Noch bin ich Schmerz und Licht!«

Der braune Mann – er sah ihn in absurder Verkürzung – ließ ihn, keuchend, neben dem Süßwasser fallen. In den Händen hatte Acatl noch die Empfindung der dichten, klebrigen Haare, die ihn niemals mehr verlassen würde, und auf der Netzhaut das Leuchten eines Auges, in welchem sich der Abend und der Stern widerspiegelten, als der gefallene Mann Wasser zu trinken begann.

»Er hat Durst. Er ist groß und schwer. Vielleicht ist er ein besiegtter Gott. Vielleicht ist er der Samen eines

Gottes, der geboren wird. Vielleicht ist er nur ein Mensch, der leidet.«

Während sieben Tagen brachte er ihm zu essen und zu trinken und hielt ihn in einer Höhle verborgen.

Am achten traf er ihn nicht mehr an, und er wurde traurig. Er grämte sich. Kehrt zu seinem Volk zurück. »Was hast du mit der gefiederten Schlange gemacht?« fragten sie ihn.

»Du hast dich sieben Tage lang nicht blicken lassen! Die Kinder haben dich nach der Schlange gehen sehen. Du hast sie erschreckt. Du wolltest sie für dich allein. Vielleicht hast du sie allein verschlungen? Vielleicht hast du kein Volk, mit dem du sie essen könntest? Es sagen die weisen Männer von jenseits der Sierra, daß man auf dem Meer Wunderzeichen gesehen hat. Wir alle haben eine Schlange aus Licht an den Himmeln gesehen. Wir glauben, daß es die Mutter ist, die ihr Geschöpf sucht. Was hast du mit der Schlange gemacht? Vielleicht betest du sie allein an? Vielleicht hast du kein Volk, mit dem zusammen du sie anbeten kannst? Hältst du dich für einen neuen Menschen? Vielleicht glaubst du, daß man die Götter allein anbetet, ohne Volk und ohne Opfer? Höre! Erzürne uns nicht mehr! Bring die gefiederte Schlange! Sie gehört diesem Land und diesen Lüften!«

Darauf sagte Acatl: »Sie ist fort. Hat sich in nichts aufgelöst. Sieben Tage habe ich ihr Wasser, Honig und Obst gegeben. Jetzt ist sie davongegangen. Ich stehe allein vor euch. Ich selbst habe die Schlange geschleppt. Ich ergriff sie bei den Haaren, als sie sich in einen weißen und bärtigen Menschen verwandelte. Ich glaube, daß es nur ein Mensch war.«

»Du sollst uns nicht betrügen! Geh und schaff sie her, wenn wir dich nicht mit Stöcken töten sollen!«

Acatl entfernte sich, das Herz voller Angst. Er lief

ans Meer und an seinem Ufer entlang, bis er müde wurde.

Zwei Tage lang aß er nicht, kauern den Osten. In seinem Herzen wuchs die Verehrung. In den Nächten sah er die Schlange aus Licht in den Himmeln. An den Tagen suchte er die Schlange auf der Erde und fand sie nicht.

Er sah die Sonne aufgehen, blutbefleckt von ihrem Kampf gegen die Toten des Mictlan, mit dem roten Sieg ihres einzigen Auges, das bald blendend wurde. Zwei Tage aß er nicht.

Im Licht des dritten Tages sah er es in der Ferne zwischen den Wellen gleißen. Er warf auf das Meer eine Art Spinnennetz aus, in dem die Fische gefangen wurden.

Das Meer verdeckte schon einen Teil seines Körpers, und sein Bart war wieder voll Schaum. Acatl wartete darauf, daß die Sonne aufging, und mit ihren ersten Strahlen zeigte er sich vor ihm.

Plötzlich sah er sich in Netz und Gelächter verwickelt und wurde zu Boden geworfen.

»Du bist ein Mensch, der zu lachen weiß.

Du bist ein Mensch, der mit Spinnennetzen zu fischen weiß.

Du könntest kein Gott sein.

Ich komme deinetwegen. Mein Volk beansprucht dich als gefiederte Schlange. Sie sagen, daß dich Erde und Himmel lieben.«

Der Fischer sagte nichts. Er lachte nur mächtig.

Er trug Acatl, im Netz, zu einer Laubhütte. Er entfachte mühelos Feuer und teilte die Fische mit ihm.



Ein Jahr waren sie zusammen.

Acatl lernte neue und erstaunliche Dinge. Der andere Mensch lernte sprechen und erfuhr von den Dingen des Landes.

»Viel habe ich zu tun.

Viel habe ich zu geben.

Ich fühle mich als Quelle.

Ich fühle mich als Fluß.

Ich fühle mich als Weg. Ich weiß, und erinnere mich nicht.

An irgendeinem Ort gibt es einen Herrn, der mich beauftragt hat. Ich habe zu geben. Ich habe mich zu verströmen. Ich habe zu führen. Mich habe ich zu erlösen.«

Übers Jahr begrub er sein Kreuz und bereitete sich, seinen Weg zu beginnen.

Acatl mußte sein Kommen dem ersten Volk ankündigen, es war das seine.

Aus den Bauernhöfen kamen sie, um seine Kleider zu sehen, seine Netze und eine Fahne, die er schwenkte.

»Acatl ist wieder da ohne die Schlange«, schrillten die alten Weiber.

»Acatl ist zurückgekommen, als ob er ein Herr wäre«, schrien die Jungen.

»Du kommst, als ob du wüßtest. Du kommst, als ob du verkündigen wolltest«, bemerkten die Alten.

»Ich verkündige die Schlange. Die Zeit ist herangekommen, in der sie zu unterweisen hat. Rüstet euch, sie zu empfangen. Ein Fest soll stattfinden. Er ist ein Mensch, der weiß. Er ist gut. Er lehrt neue Dinge. Er tut gute Dinge. Ein Fest soll stattfinden. Aber er kommt nicht als Schlange, er kommt als Mensch.«

»Du redest unwahr. Deine Seele ist voller Tücke und dein Leib voll von Stolz. Du glaubst, du bist anders. Du hältst dich für einen Adler. Verkündigst die Ankunft

und bringst keine Beute. Du hast nicht getan, wie wir es dich geheißen haben. Ein Jahr lang hast du dich versteckt.«

Die alten Weiber nahmen ihm den Zierat ab.

Die jungen Burschen die Fahne.

Die Alten fällten den Spruch: »Er soll Gefangener sein! Morgen vor Aufgang der Sonne wird er sterben. Sein Blut sei seine letzte Speise. Er soll nackt und schmucklos bleiben. Man nehme ihm den Stolz des Leibes.«

»Ich darf nicht sterben«, gab Acatl zu bedenken. »Ich weiß schon Dinge. Ich will die guten Dinge verkünden, die mein Herr geben wird. Ich will nicht sterben. Ich möchte Zeuge der neuen Zeit sein.«

»Du wirst sterben«, entschieden die alten Männer. »So bist du noch von Nutzen. Dein Tod ist gut. Er dient dazu, die Welt mit Saft zu versorgen. Du wirst den Gang der Gestirne stützen und die Sonne fest in den Himmeln halten.«

»Mein Blut dient zu nichts, wenn ihr es mir nehmt. Der weiße Mensch weiß, daß nur das Blut, das freiwillig gegeben wird, den Göttern angenehm ist. So sagte er es mir, und so glaube ich es. Ich gebe mein Blut nicht her. Noch ist meine Zeit nicht gekommen. Ich willige nicht in meinen Tod. Ich will ihn nicht.«

»Das Blut ist das Blut«, entgegneten die Alten. »Dein Wille ist dein. Behalt ihn. Wenn du stirbst, wirst du der Schatten deines Schattens sein. Nichts wirst du danach wollen, weil du kein Blut mehr hast. Wir wollen deinen Tod, wir geben dein Blut her, dies ist der Wille des Volkes, dies ist der Wille, der zählt.«

»Es wird sein, wie es sein muß«, sagte Acatl und wurde eingesperrt.

»Jetzt fürchte ich mich vor dem Tod, vorher fürchtete ich mich nur vor dem Schmerz. Er lehrte mich, den Tod

zu fürchten, wenn man nicht in ihn einwilligt. »Du bist frei und kannst unsterblich sein«, sagte er zu mir und fügte hinzu: »Du hast den freien Willen, um in ihn einzuwilligen.« »Du kannst wählen zwischen dem Einverständnis oder der Furcht« – »Ich wollte nicht sterben, und viele Nächte brüllte das Unwetter, bis es mich um den Verstand brachte. Es raubte mir die Vernunft, aber nicht den Willen, und ich wollte nicht sterben. Ich will Weg sein und habe zu sterben, wann ich will.«

Ich bin frei und bin Gefangener«, überlegte Acatl.

»Ich will leben, und sie werden mich töten.

Ich verstehe nicht. Vor kurzem war meine Welt einfach.

Jetzt weiß ich, und ich zweifle. Ich glaube und schwanke. Jetzt weiß ich, daß mein Wille sündigt und meine Unschuld nicht glücklich ist. Mein Leib ängstigt sich vor dem Schmerz und meine Seele vor dem Tode. Ich denke manchmal, ich hätte ihm nicht zu essen geben sollen, und trotzdem glaube ich, daß ich nur leben möchte, um ihn zu verkündigen. Ich verstehe nicht. Es wird geschehen, was geschehen wird. Morgen werde ich es wissen.«

Aus morgen wurde heute, und Acatl starb damals nicht. Und die Sache ist die, daß er gekommen ist und den Gott gestürzt hat, daß er das Blut Acatls nicht zu kosten vermochte.

Aber da die Himmel nicht einstürzten, sondern nur Regen fiel und die Sonne dennoch schien, ließen sie ihn reden.

So geschah es.

Er kam mit seinem großen Federmantel voller Kreuze.

Hoch, bärtig, stark und allein.

Er kam langsam und mit offenen Armen.

Er kam mit seinen runden Augen.

Er kam mit einem starken Wind in seinem Rücken, der

seinen Umhang hin und her bewegte, als ob er brenne, als ob er in Flammen stünde. Und er rief mit lauter Stimme:

»Wo ist mein Herold?

Wo ist der, der mich ankündigt?

Ich will ihn sehen! Er soll sofort vor mir stehen!«

»Heute opfert man ihn den Göttern«, frohlockte das Kind, das ihn hatte bluten lassen.

»Er wird nicht sterben!« rief der Mann.

»Ich will nicht, daß er stirbt. Seine Zeit wird kommen.

Gebt ihn mir heraus.«

Aus dem Schweigen und der Furcht trat der Älteste vor, und mit fester Stimme, die seine Söhne und Enkel mit Stolz erfüllte, sagte er:

»Kaum bist du gekommen, und schon schreist du. Kaum bist du gekommen, und schon befiehst du. Wer bist du? Wer glaubst du, daß du bist?«

»Ich weiß nicht, wer ich bin, aber ich komme, um zu geben.«

»Und wer bittet dich, und wer kennt dich?

Wir warten seit einem Jahr auf eine gefiederte Schlange, seit die Mutter an den Himmeln war, und damals bist du nicht gekommen. Du verstecktest dich im Walde wie ein Flüchtling. Du hast uns einen Mann geraubt; du hast ihn um seinen Verstand gebracht, den ihm dieses Volk gegeben hatte, und jetzt sagt er, daß er nicht sterben will. Er sagt, daß er frei ist. Wir wollten eine gefiederte Schlange, und du kommst als bärtiger Mann und Schreihals. Deine runden Augen werfen Flammen wie im Wahnsinn, und du erschreckst die Kinder. Ich selbst habe Angst, denn wir haben niemals einen wie dich gesehen. Wir wissen nicht, woher du kommst und wohin du gehen wirst. Wir wissen nicht, ob du irgendwer bist. Wir wissen nicht, ob du Frucht oder Samen

bist. Wir wissen nicht, ob du der Erde oder den Himmeln angehörst.«

»Ich bin aus Erde gemacht und möchte den Himmel gewinnen. Ich bin Schuppe und möchte Flügel sein. Ich muß verströmen, ich muß geben. Helft mir, euch zu geben, und so werde ich zu den Himmeln auffahren.«

»Seltsame Dinge sagst du«, sagte der Älteste. »Was wirst du uns geben?«

»Ich würde euch für eure Seele die Wissenschaft von der Sünde und der Erlösung geben und euch die Wissenschaft von der Erde lehren, um euer Leben besser zu machen.«

»Sehr seltsam ist in Wahrheit, was du sagst. Ich möchte nichts von dem, was du versprichst. Es gibt schon Götter auf unseren Altären und eine Sonne in unserer Welt. Sie versehen uns mit unserer Nahrung, und wir versehen sie mit der ihrigen. Wir haben schon jemanden, der uns gibt und dem wir geben. Unser Leben läuft ab. Das meine wird bald zu seinem Schatten gelangen. Wir bitten dich um nichts. Und du, was verlangst du dagegen?«

»Gebt mir Acatl. Die Stunde seines Todes ist noch nicht gekommen. Er hat schon gelernt, er ist schon frei.«

»Sein Tod ist bereits beschlossen, der Gott erwartet ihn.«

»Und wo ist jener, der den Tod eines freien Menschen erwartet?«

»Dort oben. Zu seinen Füßen wird Acatl sterben, wie hierzulande die Erwählten sterben, damit die Sonne weiterhin aufgeht. Es ist schon alles bereitet. So wird es sein.«

»Die Sonne geht auf, und Acatl stirbt nicht!« rief der Mann.

Darauf wehte ein starker Wind vom Meer her, und die Himmel donnerten.

In großen Schritten stieg er die Stufen empor. Sein Mantel bewegte sich wie der Flügelschlag eines Adlers. Einige glaubten, er fliege, und erschrecken noch mehr. Mit seinem Netz umwickelte er den Gott und zog, bis er ihn gestürzt hatte. Der Gott zerbrach in fünf Stücke. Mit jedem einzelnen von ihnen steinigte er die fünf Priester und stieß sie die Stufen hinunter, wo sie zerschmettert liegenblieben.

»Die Sonne soll im Osten aufgehen!«

Und die Sonne ging im Osten auf, während ein starker Regenguß einsetzte.

»Du bist mächtig!« riefen die Alten.

»Du hast unseren Gott gestürzt! Du hast Wind gebracht und danach Wasser! Der Gott ist gefallen, und die Sonne ist im Osten aufgegangen.

Wir haben keine Götter mehr.

Bleib bei uns. Sei du der neue Gott. Wir werden dich mit Blut beköstigen, auf daß du deine große Kraft bewahrst und deine große Macht vermehrst. Du wirst Quetzalcóatl sein!«

»Ich kann nicht Gott sein. Kaum bin ich Mensch, und schon habe ich gesündigt.

Ich will kein Blut. Ich bin gekommen, um das meine zu geben. Ich bin ein Mensch, der erlösen und sich selbst erlösen will. Ich möchte geben und habe bereits getötet.«

Und danach zog er sich zurück, und er selbst verwundete sich und stieg die Stufen langsam hinunter.

»Ich gebe mein Blut! ich gebe mein Blut«, schrie er außer sich, während er das bestürzte Volk bespritzte und die Weiber kreischten.

»Ich muß meine Schuld sühnen! Ich habe fünf getötet, um einen zu retten! Ich muß mein Blut vergießen. Ich bin in die Versuchung der Gewalt gefallen! Ich habe getötet! Ich habe getötet!«

Und mit lauter Stimme rief er dem Volk zu:

»Vergebung! Vergebung!«

»Was haben wir dir zu vergeben?« fragten die Alten.

»Meine Sünde. Ich habe fünf Menschen getötet.«

»Und was ist Sünde?« fragten sie.

»Sündigen ist, im Herzen und in Werken dem Gebot Gottes zuwiderhandeln«, schluchzte der weiße Mann.

»Wir verstehen nicht. Die Gebote der Götter werden immer erfüllt. Sie wollen den Tod. Sie sind auch Götter des Todes. Sie haben ihn geschaffen. Sie pflegen ihn. Was vermögen wir wider die Götter? Nichts geschieht ohne ihren Willen. Wir sind hier, um ihnen zu dienen. Wir wissen nicht, was Sündigen ist. Wer tötet, erfüllt das Gesetz des Lebens, das die Götter gemacht haben.«

Acatl hatte sich bereits von dem Opferstein erhoben, an den ihn die Priester gebunden hatten, und sagte heftig schluchzend:

»Um mich zu retten, hat mein Herr gesündigt, um meinetwillen. Wie muß er mich lieben, wenn er um meinetwillen sündigt. Ich muß ihm folgen. Ich muß ihm dienen. Mein Herr hat gesündigt.«

»Bleib, und vielleicht lernen auch wir zu sündigen«, sagten die Alten zu ihm, »und verstehen dann vielleicht dir zu vergeben.«

»Nein«, sagte er. »Wo ich gemordet habe, könnte ich nicht leben. Wo es keine Vergebung gibt, hätte ich keine Ruhe. Ich werde meinem Weg folgen. Ich werde in die Berge gehen. Dort werde ich Buße tun. Danach werde ich entscheiden, was ich mit meinem Leben anfangen.«

»Wenn du es denn so willst«, ließen es die Alten bewenden. »Aber du sollst nicht allein gehen. Einer soll dir dienen. Damit er dein Zeuge sei. Bringt Acatl herbei.«

»Auch ich möchte mit der Schlange gehen«, flehte das Kind, das ihn hatte bluten lassen.

»So geh denn, Tatl, wenn er dich will«, befanden die Alten.

»Er mag mit mir kommen«, stimmte er zu. »Er wird mir helfen, Buße zu tun. Er kennt bereits die Farbe meines Blutes.«

Und so begann er seinen Weg ins Hochland. Zu den hohen Bergebenen des Anáhuac.<sup>1</sup>

So begann er sein Gefolge zu bilden, die, welche ihn immer begleiteten und sich nachmals Cocomes<sup>2</sup> nannten. Er hatte damals schon über dreißig Jahre zurückgelegt und seinen Namen und seine Herkunft vergessen. Er kannte nur seine Berufung.

»Sie nennen mich Quetzalcóatl, und von jetzt an und immerdar wird man mich so nennen.

Ich bin Quetzalcóatl,

Ich bin die gefiederte Schlange. Ich krieche und fliege. Erde und Luft. Staub und Himmel. Ich bin gefallen, und ich werde mich erheben.

So wird man mich kennenlernen. So wird man sich an mich erinnern.

Ich bin Quetzalcóatl.«

»Gib uns ein Zeichen«, flehte das Volk.

Und Quetzalcóatl schlug ein Kreuz in die Erde und sagte:

»Das ist der wahre Baum des Weltalls.«<sup>3</sup>

Und er ging von dannen, ohne ein einziges Wort hinzuzufügen, gefolgt von Acatl und Tatl, vor dem Schweigen, dem Staunen und der Ehrfurcht des Volkes, das ihm nachblickte, bis er sich aus ihrem Gesicht verloren hatte.

»Er ist in Wahrheit ein seltsames Wesen. Er ist der Bote einer neuen Zeit. Die Menschen des Anáhuac werden sehr weinen«, urteilte der Älteste. »Er wird Hefe sein. Er wird Genuß und Bitternis sein für das Volk der



Hochebenen. Er ist hier bereits durchgekommen und hat uns einen Gott genommen und einen Baum, fünf Tote, Worte, die wir nicht verstehen, und große Verwirrung hinterlassen. Dieses Volk wird nicht wieder sein, was es gewesen ist.«

Zwei Tage ging er barfuß und ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Er lud Tatle auf seine Schultern, als er sah, daß er müde war. Zwei Tage, in denen er nicht ein Wort sagte. Nur Gehen, Gehen, Gehen, bis er in die schlichte Ekstase des Laufens geriet, die der des Tanzens vorausgeht. Die Fuge des elementaren Rhythmus, eins zwei, eins zwei, eins zwei. So, wiederholt, bis der Schritt in den Körper übergeht, sich im Herzen festsetzt, den Kopf leer macht und alles vergessen läßt. Eins zwei, eins zwei. Das Land ausschreitend, liebko-send das Land, seine Schwere genießend. Gehen, gehen, gehen. Die Sonne im Rücken, die Sonne oben, die Sonne vorn. Gehen, gehen, gehen. In der Nacht, mit dem Mond und dem Schweigen, in dem Wohlgeruch, der urtümlichen Ekstase des Rhythmus von eins zwei, der endlich Land, Mensch aus dem Grenzenlosen in einen halbkugelförmigen, immer fliehenden Horizont verschmilzt.

Zwei Tage hindurch gingen sie und gelangten zu den Bergen, die den Citlaltépetl und seine ewigen Schneefelder tragen, hoch und rein wie der Stern.

»Hier werden sie mich in vierzehn Tagen suchen kommen.

Reist mir voraus und kündigt mein Kommen an. Redet, erzählt, erklärt. Bereitet sie vor. Auf daß es ein Fest gibt und keinen Tod.«

Und vierzehn Tage lang fastete er und kasteite sich, um den Vorsatz auszuführen, seine Schuld mit Hilfe eigenen Schmerzes zu tilgen.

## Das Anáhuac

Nach Ablauf dieser Zeit kehrten sie zu ihm zurück. Es kamen viele. Es kamen vornehme und geringe Leute. Acatl und Tatl beeilten sich.

»Vierzehn Tage sind vergangen. Da sind wir, wie du es befehlst. So führten wir es aus. Wir sprachen zu den Völkern, verkündigten dein Kommen und überbrachten dein Zeichen. Den Baum des Weltalls. Viele möchten dich kennenlernen und kommen zu dir. Sie möchten, daß du sie unterweist. Sie wissen von deiner großen Kenntnis und von deiner großen Macht. Bis zu ihnen ist der Ruhm gedungen, daß du Götter stürzt und auch, daß du tötest, weil du den Tod nicht liebst, und daß du sagst, du werdest unsere Leben besser machen.«

»Sie sollen vor mich kommen, da ich mich wegen des Fastens und der Kasteiung nur mit Mühe bewegen kann. Ich habe gelitten, und nun bin ich rein, ich kann den Menschen abermals ins Gesicht sehen.«

Es kamen alle und verharren ruhig eine große Spanne Zeit, bis daß er die Augen öffnete und sich, unterstützt von Acatl und Tatl, aufrichtete.

»Ich bin Quetzalcóatl«, sagte er.

»Ich weiß nicht, welches mein Land gewesen ist. Ich weiß nur, daß ich aus der Richtung komme, wo die Sonne entsteht.

Ich komme, um dieses Land und so auch mich selbst besser zu machen.

Ich lebe zwischen zwei Sphären und liebe gleichermaßen Erde und Himmel. Ich will die vier Zweige des Baumes des Weltalls pflanzen, um die Vereinigung der Himmel mit der Erde zu stärken.

Ich will die Menschen besser machen, damit sie den Herrn finden, dem ich diene und dessen Namen ich nicht erinnere.

Ich will nicht in Versuchung fallen.«

»Sprich für uns«, sagten sie zu Topiltzin. »Du, der immer Fragen stellt.«

Und also sagte Topiltzin:

»Wir wissen schon, wie du heißt, aber nicht, wer du bist. Wichtig ist uns nicht so sehr, woher du kommst, sondern wohin du gehen willst. Sie sagen, daß du wie ein von dem nächtlichen Sturm abgeschossener Pfeil heruntergefallen bist und hier vor uns stehst. Wenig verstehen wir von dem, was du sagst. Wir werden deine Worte hören müssen und wollen deine Werke kennenlernen. Etwas wirst du uns geben, wenn du es sagst. Komm mit uns. Baue dein Haus unter uns. Wir werden dir Frauen geben, wir werden dir Sklaven geben. Du wirst uns deine Söhne geben, die das Blut des Volkes anreichern.«

»Ich werde mit euch gehen.

Ich werde ein Haus unter euch bauen, mit vielen Wohnungen. Aber ich werde keine Frau nehmen. Ich darf nicht nach dem Fleisch Verlangen tragen, noch Stammesstolz besitzen. Alle werden meine Kinder sein. Alle werde ich gleichermaßen lieben. So soll es sein.«

»So wird es sein, wenn du willst«, antworteten sie. »Du wirst es uns schon erklären, damit wir verstehen, was du sagst.«

Und da er schwach war und seine Füße verletzt waren, trugen sie ihn in einem Traggestell auf den Schultern von vier Tamemen.<sup>4</sup> So begannen sie ihren Weg zu dem Anáhuac. Sie verkündeten seine Ankunft den Völkern, und alle kamen heraus, um ihn mit Freuden zu empfangen.

»Quetzalcóatl ist gekommen! Er kündigt eine neue Zeit an für das Anáhuac! Er sei willkommen. Wir wollen seinen Schritt auf dieser Erde angenehm machen.«

Und sie brachten ihm Federn und Blumen.

Auf diese Weise gelangte er nach Tula.

Quetzalcóatl konnte die Weite, die Schönheit und den Reichtum des Landes sehen.

»Hier werde ich befehlen. Hier werde ich bauen. Hier werde ich tätig sein«, sagte er zu sich. Und er dankte dem, der in der Höhe ist.

Er konnte die große Volksmenge sehen, die in dem Lande lebte.

»Sie werden meine Brüder sein. Sie werden meine Kinder sein. Über sie werde ich befehlen«, sagte er zu sich. Und er dankte seinem Stolz. »Ich werde ihre Gewohnheiten ändern. Ich werde ihre Götter ändern, ich werde ihre Riten ändern. Ich werde sie gleich machen, ich werde sie reich machen, ich werde sie frei machen, ich werde sie zahm machen.«

Und sie gaben ihm eine Hütte, damit er darin lebe, denn nur die Männer aus Tula wußten Hütten aus Stöcken und Stroh zu bauen. Und sie gaben ihm, damit sie ihm dienten, über Acatl und Tatl hinaus die vier Tamemen, die ihn auf dem Weg getragen hatten, denn so verlangte er es.

Am ersten Tag ging er nicht aus. Er war in Betrachtung versunken.

Am zweiten Tag ging er aus, begleitet allein von Tatl, den er an der Hand führte.

Er durchquerte die Stadt, ohne mit jemandem zu reden.

Er schmückte sich mit einem weiten Umhang aus glänzenden Federn, den er unterwegs verfertigt hatte und der ihm über die Schultern fiel und bis auf den Boden reichte. Sein Gang war langsam. Von großer Würde. Seine hohe Gestalt leuchtete, und er schien in Wahrheit ein Gott, der mit einem kleinen Menschlein, nackt und braun an seiner Seite, einherging.

Alle sahen ihn und bewunderten ihn.

»Er ist groß, stark, er ist weiß, ein Bartträger ist dieser Quetzalcóatl«, merkte das Volk an. »Er wird unter uns leben.« Und viele Leute folgten ihm schweigend, bis daß er zu seinem Haus zurückkehrte.

Am dritten Tag gab es ein Fest bei dem Volke. Sie wollten zwei Gefangene opfern, zwei wilde Chichimeken<sup>5</sup>, die in den Bergkämpfen gefangen worden waren und kaum sprechen konnten.

Am Morgen wachte er vom lauten Schlagen auf Stöcke und Baumstämme auf, womit man das Volk zusammenrief, damit es sich am Opfer zu Ehren der Götter gemäß dem vorgeschriebenen Ritus erfreue.

Vier Priester würden sie an Händen und Füßen ergreifen müssen. Sie würden sie, ohne ihre Extremitäten loszulassen, auf einen großen Stein werfen, so daß ihr Rücken dagegen schlug und ihre Brust frei und offen blieb. Danach würde ein fünfter Priester mit Feuersteinmessern die Rippen herausschneiden, das Herz herausreißen, und sie würden das noch sprudelnde dem Gott darbringen, auf daß er die Gabe der köstlichsten Speise des Alls verzehre, das Blut des Menschen, des besten der Lebewesen, dem alle Lebewesen dienen und das sich von allen ernährt.

So hatte man sich gerüstet und alles war zu gehöriger Zeit. Sie erwarteten nur noch den Aufgang der Sonne. Die Opfer setzten sich unter Schreien und Geheul zur Wehr, und sie mußten, unter dem Gelächter des Volkes, herbeigeschleppt und geschlagen werden. Und so, geschleppt und geschlagen, schafften sie sie zum Tempel hinauf.

Darauf erschien Quetzalcóatl, und abermals breitete er seine Arme aus, und in dieser Haltung ging er langsam zu dem Ort, an dem das Opfer vor sich gehen sollte. »Brüder! Brüder!« rief er mit seiner mächtigen Donnerstimme. Und alle verstummten.

»Ich bin Quetzalcóatl, und zwei Dinge werde ich heute lehren:

Erstens, niemand hat das Recht, anderes Blut zu vergießen als das eigene.

Zweitens: Ich muß eure Hölzer wohltönender machen, um sie singen zu lassen.«

Die Priester, die abermals mit den Gefangenen rangen, bekundeten ihr Mißvergnügen.

»Man soll das Ritual nicht unterbrechen! Der Zorn der Götter wird sonst kommen! Die Handlung soll wie immer vollzogen werden! Wie es uns unsere Vordem gelehrt haben! Ihre Ordnung soll bestehen bleiben! Die Welt soll bekräftigt werden!«

»Dies ist nicht die Ordnung der Welt«, sagte Quetzalcóatl. »Ich stehe für eine andere, unterschiedne. Aber streiten wir jetzt nicht darüber. Ich verlange nur, daß man das Opfer bis zum Mittag verschiebt, während ich das Holz zum Singen bringe.«

»Es sei«, sagten die Häuptlinge.

»Nein!« protestierten die Priester.

»Es sei«, sagte das Volk, das nur Augen für Quetzalcóatl hatte.

In Gegenwart von allen schickte sich Quetzalcóatl an zu arbeiten, nachdem er den Umhang abgelegt hatte. Er verwendete die Feuersteinmesser und ein Feuer, das er selbst entfacht hatte. Er wählte einen schönen Baumstumpf aus, und indem er hier zuschnitt, dort wegbrannte, hatte er, ehe der Mittag kam, den Baumstumpf ausgehöhlt und in ihm zwei kleine vibrierende Zungen gelassen, die er rhythmisch zu schlagen begann.

»Er hat wahrhaftig das Holz zu singen gelehrt«, sagte das Volk, als es den rhythmischen Wohlklang hörte. »Er versteht wahrhaftig, schöne Dinge zu machen.«

Quetzalcóatl fuhr fort, das Teponaxtle<sup>6</sup> zu spielen. Der klingende Rhythmus riß rasch zum Tanz hin, und das Volk begann zu tanzen und zu tanzen, ohne die Bürde der Sonne zu spüren, die hoch stieg und im Westen unterging. Der Tanz wurde zur gemeinsamen Ekstase. Das Volk vergaß den Tod, und sein Herz füllte sich mit dem Gesang des Holzes, der erst aufhörte, als die Nacht kam.

Danach richtete sich Quetzalcóatl auf und sagte: »Brüder, dem Herrn ist der gemeinschaftliche Tanz eines Volkes angenehmer als der Tod eines Unglücklichen. Die Musik läßt die Sphären kreisen. Das ganze Universum bewegt sich im Takt. Eignen wir uns den Rhythmus der Sterne an, und wir werden den Umlauf der Sonne lernen. Laßt uns aus jedem einzelnen Takt Kreise unseres eigenen Raumes machen. Wir wollen tanzen, wie die Gestirne tanzen. Wir wollen uns mit dem totalen Rhythmus des Universums vermischen, und so werden wir uns zum Herrn erheben, und unsere Schritte werden ihm angenehm sein, weil wir flüchtige Welten der Schönheit errichten.«

Und er spielte wieder das Teponaxtle.



»Verflucht seist du!« riefen darauf die Priester.

»Fluch diesem unwissenden Volk, das seine Götter aufgibt! Zu lange Zeit schon hat das Lärmen die Überlieferung des Blutes unterbrochen! Die Sonne ist schon im Mictlan<sup>7</sup> und braucht das Blut des Menschen, um morgen kraftvoll zu strahlen! Es ist nicht die Musik, die die Sonne aufhält; es ist das Blut, das sie erhält!«

Das Volk, ermüdet von dem Tanz, schwankte.

»Aldann«, schrie Quetzalcóatl, »hier ist mein Blut. Ich gebe es dir, Volk, das du zweifelst, damit man nicht mehr Brüder opfere«, sagte er. Und er öffnete seine Wunden, die zu fließen begannen, bis sich dunkle Flecken auf der Erde bildeten.

»Dies ist mein Blut. Ich vergieße es aus eigenem Willen, damit nicht fremdes vergossen werde.

Und dies ist die andre Lehre, die ich euch geben wollte, ehe die Nacht endigt: Es soll nicht mehr Schmerz verursacht werden als der, welchen man billigt; es soll nur das eigene Blut vergossen werden.

Ich werde mein Blut vergießen, doch nicht, damit das Universum kreise, das in ihm nicht schwimmt; sondern weil das Blut der Ordnung des Rhythmus unterliegt. Ich werde es vergießen, damit ihr nicht das fremde vergießt. Ich werde die jubelnde Quelle von Liebe und Rhythmus sein. Dank sei Dir, Herr, daß Du mich verströmen läßt, mir einen Willen gegeben hast, der ganz mein ist und der jetzt Springquell sein möchte in der Nacht!« – Und unter leisem Weinen ging er blutend zu seiner elenden Hütte, begleitet von seinem Gefolge, das auch weinte.

Das Volk zog sich schweigend und bewegt zurück. So schloß der dritte Tag, den Quetzalcóatl in Tula verbrachte. Und von dieser Zeit an begannen sie ihn zu lieben.

Auf diese Weise begann Quetzalcóatl in dem Anáhuac zu lehren.

Tage danach näherte sich Topiltzin an der Spitze einer Schar von Häuptlingen Quetzalcóatl, der die Männer seines Gefolges gerade lehrte, zu weben und pflanzliche Fasern zu färben, um Stoffe zu machen.

»Quetzalcóatl«, sagten sie zu ihm, »wir kommen, auf daß du zu uns sprichst. Wir begehren deine Antworten. Wie sich gezeigt hat, möchte das Volk nicht mehr, daß die Gefangenen geopfert werden. Die Priester sind unwillig und drohen, die Gemeinschaft zu verlassen. Wir selbst schwanken und wissen nicht, was zu tun ist.«

»Sehr einfach«, sagte Quetzalcóatl. »Wer Gott zu dienen gewillt ist, möge über seinen eigenen Schmerz verfügen und nicht fremden Schmerz verursachen. Wer es als notwendig erachtet, Blut zu vergießen, möge von seinem geben und nicht über fremdes verfügen. Es gibt nur noch das Opfer des eigenen Wohls oder des eigenen Wehe. Über fremden Schmerz verfügen, heißt den Menschen seiner Intimität berauben.«

»Du zwingst uns, nachzudenken und die Dinge zu erwägen. Du stürzt die von unseren Ahnen errichtete Welt, die wir immer widerspruchslos hingenommen haben. Wir haben an die Kostbarkeit des Bluts als Speise der Götter geglaubt, vor allem das Blut des Gefangenen im Kriege, besonders das Blut des Helden. Für die Götter ist kein Geschenk zu gut.«

»Es ist nicht Blut, wonach Gott verlangt. Verdienst ist, was er schätzt. Das Blut gehört den Nachkommen, und nur sie haben es nötig. Es fließt in Strömen zwischen den Menschen; von Vätern geht es auf Söhne über. Es

stürzt auf die Erde und verfault in ihr wie das Haar der Toten. Gott ist kein Vampir. Er speist seinen Jubel mit dem Verdienst der Menschen. Es ist das Verdienst, das das höhere Licht in den Sphären webt.«

»Und was ist dieses Verdienst, von dem du redest?«

»Das Eigene, das Innigste zu geben, ohne im Tausch dafür etwas zu verlangen.«

»Und was wird das Innigste sein, das wir zu geben haben?«

»Der Tiefe des Menschen gehören nur drei Dinge an, und von ihnen sind nur zwei Gott ganz angenehm: die Liebe und der Schmerz. Im einen vereinigt sich alles; im anderen sondert es sich ab, und dies ist der Rhythmus, der das Universum bewegt. Mit dem einen kauft man, mit dem anderen bezahlt man, und nur so erhält die Welt ihr Gleichgewicht aufrecht, das die Gerechtigkeit Gottes ist. Also weiß ich es, und so sage ich es. Das dritte ist das Wissen; es aber speist die Hoffart.«

»Sonderbare Dinge sagst du immer, Quetzalcóatl, über unsere Fassungskraft. Wir verstehen nicht, warum der Schmerz des Menschen irgendeinem Gott angenehm sein muß. In Wahrheit muß der Gott, an den du glaubst, grausam sein, wenn er an dem Schmerz seiner Geschöpfe Genuß findet. Bisher haben wir den Göttern Blut und Blumen gegeben. Niemals dachten wir an den Schmerz.«

»Die Blumen«, sagte Quetzalcóatl, »die bildet die Liebe. Aber ihr habt mich nicht verstanden. Vielleicht verstehe ich mich selbst nicht. Ich bin ein unbedeutender Fleck in der Unermeßlichkeit der Erde und fast nichts in der Grenzenlosigkeit der Himmel, um solche Dinge zu sagen. Mein Herr ist kein Gott der Härte. Ich glaube, ich sagte, daß der Herr das Verdienst mit Wohlgefallen empfängt, und das Verdienst besteht im Geben, und nichts ist inniger, nichts schließt sich enger

an die Wurzel des Menschen an, als seine Liebe und sein Schmerz,«

»Blut oder Schmerz«, sagte Topiltzin. »Die Schöpfung kommt mir sehr seltsam vor. Jetzt verstehe ich die Welt überhaupt nicht mehr. Weshalb Schmerz? Weshalb?«

»Urteilen wir nicht über den Schöpfer«, sagte Quetzalcóatl. »Laßt uns mit unseren eigenen Taten einstehen, um leben zu können, und laßt uns beten und Buße tun, um zu wissen, ohne zu verstehen.«

Und die Häuptlinge gingen sehr verwirrt von dannen und sagten unter sich: »Ohne Zweifel besitzt Quetzalcóatl Verdienst. Jetzt wissen wir weniger und trotzdem, wir wollen nicht mehr, daß man die Menschen opfert.«

Danach versammelten sie sich mit dem Volk, und nachdem sie beratschlagt hatten, stimmten sie zu, keine Opfer mehr zu veranstalten.

»Wir werden keine Menschen mehr den Göttern opfern«, sagten sie alle zusammen den Priestern.

»Wahnwitzige«, erwiderten diese, »unsere Welt wird aus den Angeln geraten! Ein anderes Zeitalter wird kommen, das nicht das unsere sein wird. Wir wollen nicht das Los von Tula teilen. Wir kehren nach Norden zurück; abermals in die Ebenen, abermals zu den Höhlen, um das Wesen der Rasse zu suchen, die sich bereits verliert. Bleibt ihr bei Quetzalcóatl, dem Tänzer, dem Schreihals, dem Greiner. Eines Tages werden wir zurückkehren, oder unsere Kinder kehren zurück, um den Bart abzureißen diesem Dämon, der sich in das Herz des Volkes eingenistet hat!«

All das sagten sie, und sie wickelten die alten Götter in trockene Felle und entfernten sich sehr mißvergnügt in Richtung Norden.

Die Verwirrung wuchs, und viele wollten mit den Priestern fortgehen.

Aber da trat Acatl unter sie und brachte das Teponaxtle, und auch Tatl kam mit einer Rohrflöte, die zu verfertigen ihn Quetzalcóatl gelehrt hatte, und es kamen die vier Tamemen mit Trommelschellen und Glöckchen, die gleichfalls Quetzalcóatl gebaut hatte, und sie begannen zu trommeln und auf dem Holz zu blasen, bis die Musik sich abermals ins Herz des Volkes einschlich und die Verwirrung verschwand.

»Quetzalcóatl gibt uns schöne Dinge! Jetzt steckte er den Gesang der Vögel in die Höhlung des Rohrs!«

»Laßt uns gehen«, sagten die Priester von fern, »damit der Lärm nicht auch uns bezaubert und unsere Entscheidung schwächt.« Und sie gingen von dannen, ihre Bündel fortschleppend, mit düsteren Mienen und zusammengepreßten Lippen. Einige folgten ihnen.

»Wir haben keine Götter mehr!« kreischten einige Frauen.

»Quetzalcóatl wird andere, größere errichten«, erwiderten einige Junge. Und niemand fühlte mehr Furcht, und sie tanzten bis zur Erschöpfung.

Die beiden Gefangenen nutzten den Tanz und entflohen.

Am anderen Tag kehrten die Häuptlinge wieder, um von neuem Quetzalcóatl zu besuchen, der die Männer seines Gefolges weiter in der Kunst des Webens und Färbens von pflanzlichen Fasern unterwies. Die Arbeit war weit fortgeschritten. Und alle wunderten sich, wie der Einschlag in dem Gewebe Figuren entstehen ließ.

»Was verwundert euch?« fragte Quetzalcóatl.

»Wir waren gekommen, um dir zu sagen, daß wir keine

Götter mehr und keinen Kult und niemanden haben, der uns sagte, was kommen wird und was geschehen muß, und jetzt stehen wir hier stumm und sehen die Magie deiner Hände und wie du mit den Zwirnen, mit den Fäden Figuren formst.«

»Was verwundert euch?« wiederholte Quetzalcóatl. »Ich sagte schon, daß alles Rhythmus und Musik ist. Die Welt ist wie dieses Gewebe, das ich jetzt herstelle. Jeder einzelne von uns geht und kommt, und so baut sich das Gewebe der Schöpfung auf, mit welchem sich der Herr zu seinem Ruhme schmückt.«

»Wie du es sagst, so wird es sein«, sagten die Häuptlinge.  
»Es wird ein schönes Gewebe.«

»Ja«, sagte Quetzalcóatl. »Es ist ein schönes Gewebe, gemacht aus guten und bösen Handlungen, das nur der Herr vollständig übersieht und in welchem die Sonnen des Tages und die Nacht wie Edelsteine sind.«

Und sie sahen ihn immerzu arbeiten und sahen ihn unterweisen und berichtigen.

»Wir haben keine Götter«, brachten sie nach einer Weile vor. »Die davongegangen sind, haben sie mitgenommen. Sie halten sie in der Hoffnung auf Rückkehr verborgen. Gib uns die neuen Götter, die wir anbeten sollen.«

»Es gibt nur einen Gott«, sagte Quetzalcóatl. »Er schuf den Himmel und die Erde und alle Dinge. Er ist uns Vater und Mutter. Ich gebe ihn nicht. Er ist überall.«

»Wir sehen ihn nicht«, sagten sie, »und wir können nicht verstehen, daß es ein einziger sein soll, wenn alles in dieser Welt verschieden und gegensätzlich ist. Jede Art hat ihren eigenen Hüter und ist die Feindin der anderen. Der Jaguar hat große Fangzähne, und der Hirsch große Schnelligkeit in seinen Läufen. Die einen haben Krallen, andere Hörner, andere verfärben sich, und viele ver-

spritzen Gift. Wohin auch immer wir die Augen richten, sehen wir die Unterschiede. Warum soll es nicht einen Gott geben, der für jedes Ding sorgt? Die Luft, das Wasser, das Feuer, die Pflanzen, jedes einzelne Ding mit seinen Gesetzen und seinen Formen wird schlechterdings von einem anderen Gott besorgt!«

»Ihr glaubt mir nicht«, sagte Quetzalcóatl. »Gott ist allmächtig und würde sogar jene Götter geschaffen haben, wenn es wäre, wie ihr sagt.«

»Und diesen großen Gott, wer hat ihn geschaffen?«

»Er wurde nicht geschaffen. Die Schöpfung begann mit der Zeit, und ER läuft nicht ab. Er ist mit sich selbst identisch. Er ist das, was er ist.«

»Wir verstehen nicht«, sagten sie. »Wir müssen sehen, müssen betasten. Die Worte, die du sagst, sind nicht gegenwärtig, nicht leibhaftig, wir sehen sie nicht vor unseren Augen, der Wind trägt sie mit sich, sie vergessen uns. Gib uns Götter, die wir verstehen können, die dem Volk Vergnügen und Ruhe geben.«

»Wenn ich euch etwas geben soll, dann pflanze ich ein Kreuz mit Armen, die offen für die Liebe und den Schmerz sind. Dies ist der wahre Baum des Universums, wie ich mit dem Zeichen zu sagen gebot, das vor mir gekommen ist.«

»Gib ihn uns«, sagten sie.

»Morgen werde ich ihn pflanzen. Jetzt will ich ihn behauen.«

Und also machte er es mit großer Kunst.

Am folgenden Tag sah das Volk Quetzalcóatl ein großes Kreuz tragen.

Als bald waren schon alle versammelt und sahen, wie er mit seiner großen Kraft und seiner großen Geschicklichkeit seine Arbeit beendete.

»Dieses Zeichen sollt ihr anbeten. Dieser Baum ist die

Wahrheit und der Weg. Der mittlere Ast eint die Erde mit den Himmeln. Ein Arm ist Liebe und der andere Schmerz. Nehmt es als meinen Gott an, ihn, der überall ist und die Allmacht besitzt.«

»So wird es sein«, frohlockte das Volk.

»Endlich haben wir einen neuen Gott, an den wir glauben, den Gott Quetzalcóatl.

Endlich haben wir jemanden, der uns leitet, der uns verteidigt, der uns erhält, der uns Ruhe und Sieg gegen unsere Feinde gibt! Endlich haben wir einen Gott für unsere Heere!

Wir wollen ihn anbeten. Wir wollen ihn verehren. Und wie sollen wir ihm schmeicheln, wenn Blut nicht mehr zulässig ist?« fragten sie ihn.

»Ich werde euch beibringen, aus edlen Steinen und Metallen schöne Dinge zu machen. Ich werde euch lehren, ihm Musik darzubringen. Ich werde euch beibringen, zu tanzen und zu singen. Ich werde euch beibringen, Blumenkränze zu winden und wohlriechende Kräuter zu verbrennen, und vor allem sollt ihr euch aufführen, wie ich es euch sagen werde. Später werde ich euch predigen. Doch zunächst soll es der Glauben sein, der den Baum erhält.«

Also sprach er, und alle waren es zufrieden.

Und Quetzalcóatl ging zu seiner Hütte, um sich in Betrachtung zu versenken.

Aber am folgenden Tag ereignete sich etwas, das große Verwirrung stiftete.

Vier Männer aus dem Gefolge Quetzalcóatls, die, welche ihn auf Schultern getragen hatten und ihn deshalb liebten, hatten ihn um Erlaubnis gebeten, das Kreuz mit seinem eigenen Bildnis zu schmücken, und um ihm zu schmeicheln, bildeten sie eine Schlange aus Federn nach, die mit großer Kunst gemacht war, wie sie es bereits



gelernt hatten, und wanden sie um das Kreuz, damit es schön und nicht kahl aussähe.

Dem Volke gefiel es, und sie gingen, es zu bewundern. Viele hatten sich versammelt, als Quetzalcóatl kam, der zurückwich und heftig erbleichte.

»Was ist das?« schrie er. »Ich kenne ihn! Es ist der Böse! Es ist die Hoffart, die meinen Baum erstickt! Wie ist sie bis hierher gelangt?«

»Wir haben es gemacht, du erlaubtest es. Es ist dein Ebenbild. Damit alle wissen sollen, daß du der Baum warst; damit alle wissen, daß er in deiner Obhut stand.«

»Ach«, klagte Quetzalcóatl, »jetzt weiß ich, daß ich nicht am Kreuz bleiben kann!

Entfernt mein Bild! Zerstört es mit Dornen! Es soll keinen Frevel geben! Ich werde den Baum in Demut anbeten, mit Frömmigkeit, aber ich werde mich nicht ans Kreuz schlagen lassen können. Jetzt weiß ich es. Jetzt verstehe ich es. Ich habe zuviel Erde im Leibe. Ich bin voller Hoffart«, sagte er und ward traurig über seine Eitelkeit. Die Menge verstand nicht.

»Er ist wahrlich anders als wir! Nie wissen wir, wie wir ihm schmeicheln, es ihm recht machen können! Wir sind tölpelhaft! Wir sind unwissend! Es fehlen uns Priester, die von geheiligten Dingen etwas verstehen! Wir werden ihn bitten, daß er sie uns gibt.«

Aber sie zerstörten die Schlange nicht. Heimlich bewahrten sie sein Bild in einer von Nopalen<sup>8</sup> verdeckten Höhle auf und begannen, auch im Geheimen, es zu verehren.

Während vieler Tage näherte er sich nicht dem Kreuz, noch lehrte er, wie es anzubeten sei, noch lehrte er den Kult, noch unterwies er die Menge. Er war traurig, und das Volk litt, ohne zu wissen warum.

Dann näherte sich ihm Acatl und sagte zu ihm:

»Du bist traurig und schweigsam. Du lehrst nicht mehr, du redest nicht mehr zu uns. Du versenkst dich nicht einmal in Betrachtung. Was ist es, das dich erzürnt hat? Was ist es, das dir Verwirrung schafft? Was kann der für dich tun, der dich vom Strand auflas? Du stehst untätig da und blickst in die Ferne. Du singst nicht mehr, noch hast du Freude. Was soll ich tun? Soll ich mir in die Ohren und die Zunge stechen, wie es der kleine Tatle macht?«

»Was hast du gesagt? Tatle soll kommen!«

Und sie brachten ihn, der blutete.

»Was tust du, Kind?« fragte Quetzalcóatl.

»Ich füge mir Schmerz zu, damit die Freude des Lebens zu dir zurückkehrt. Damit du wieder die Rohrflöte spielst. Damit du wieder Netze knüpfst. Damit du wieder mit mir gehst und mich an der Hand führst. Dafür bringe ich mein Opfer dar.«

»Unsinnige Welt! Welt der Verwirrung, die ich entfessele. Ich habe den Vorsatz gehabt, das Bedeutende mit großen Gebärden und mit lauten Schreien zu lehren, und weiß nicht einmal, wer ich bin. Ich habe Tage, an denen ich voller Zweifel und Verwirrung bin. Etwas wie Nebel habe ich in meinem Geist. Ich erinnere mich nicht an den Kult des Kreuzes, noch weiß ich etwas von seiner Heilslehre, noch weiß ich den nächsten Schritt, den ich gehen muß.

Groß ist meine Eitelkeit und meine Hoffart gewesen. Besser, ich mache Dinge mit meinen Händen. Die Hände sind demütig.«

Und er sagte zu Acatl:

»Von heute an wirst du die Pflege des Baumes übernehmen und seine Feste anordnen. Seine Riten verfügen.

Nicht Blut, sondern Gesänge, Blumen und lieblichen Rauch soll es geben. Bestimme Festtage und Tage der

Sühne und Pflege. Ein Jahr lang sprach ich mit dir. Aus diesem Jahr ziehe Lehren.«

Und er ging auf den Platz, um es zu verkünden. »Volk von Tula!« rief er mit der mächtigen Stimme, die das Volk so gern hörte, »ein Mann des Landes, der mir nahe ist, er, der mich aus dem Meer errettete und mich am Bart schleifte, wird der sein, welcher des Baums wartet, den ich gepflanzt habe. Er wird den Kult und die Riten lehren. Ich bin nicht würdig, weil ich hoffärtig bin. Er ist einfach, er ist gehorsam. Acatl wird des Baums warten und sagen, wie er anzubeten ist. Ich werde den Landstrich durchqueren, ich möchte ihn kennenlernen, möchte Dinge lehren, die für das Land nützlich sind. Ich möchte eure Seelen nicht noch mehr verwirren. Ich will nachdenken. Mich erinnern. Damit ich euch nicht auf Abwege führe.«

Das Volk billigte den Entschluß Quetzalcóatls. Es benötigte jemanden, der sich der heiligen Dinge annahm, damit Ordnung und Zufriedenheit zurückkehrten, die Freude, der Tanz und der Gesang der ersten Tage wiederkämen.

Und also beschloß Quetzalcóatl, das Land kennenzulernen, in dem er zweiundfünfzig Jahre hintereinander wohnen sollte.

Er ging mit seinem Gefolge und forderte Topiltzin auf, ihn zu begleiten.

»Ich werde dich vorbereiten, damit du in den guten Dingen für den Leib, die ich gelehrt habe, gebietest. Komm«, sagte er zu ihm. »Komm mit mir. Wähle die Leute aus, die dich begleiten sollen und die die Gegend kennen.«

Topiltzin wurde fröhlich, denn er war sehr wißbegierig und forschte beständig Dingen nach.

Aber nicht alle fanden es gut, daß Quetzalcóatl jeman-

den bestimmt hatte, der in Sachen des Ritus befehlen, und jemanden, der lernen sollte, in den leiblichen Dingen zu befehlen. In einigen begann der Neid sich einzunisten; aber damals wurde er noch nicht offenbar. Quetzalcóatl trat mit seinem großen Mantel aus Federn und einem Federbusch auf dem Kopf heraus. Er gab Tatl die Hand, der jubelnd einherging, weil er begriff, daß er sich nicht vergebens gemartert hatte.

Er ging durch die Feldmark und beobachtete sorgsam das Land und suchte, wo er den Mais mit größerem Ertrag, wo die Baumwollstaude, wo den Ajipfeffer, wo den Kürbis aussäen könnte, und so die übrigen Früchte der Erde. Er suchte, wo man das Wasser stauen könnte, wo es Steine gab, die gut zu bearbeiten und für den Bau geeignet wären, wo edle Metalle und Edelsteine; wo Plätze zum Jagen. Dies und mehr sah er.

All das zeichnete Quetzalcóatl auf die dünnen Membranen, die er geschickt von Agaven und Rinden löste. Alle wunderten sich darüber, daß die Stacheln der Agave mit Säften und ölen von Pflanzen Linien ziehen konnten.

»Du bist in vielen Künsten geschickt, Quetzalcóatl.«

»Alle werde ich sie lehren. Das Volk wird geschickt und reich sein. Sie werden Baumeister sein, sie werden Künstler sein, sie werden die Tolteken<sup>9</sup> sein.«

Eines Tages gelangte er mit seiner Begleitung zu einigen fernen Bergen, und Topiltzin sagte zu ihm:

»Von hier nach dort hinüber werden wir nicht ohne Kampf gelangen können. Dort beginnt das Land der wilden Chichimeken, die starke Kämpfer sind und nicht in Pueblos wohnen. Sie ziehen von da nach dort, dem Wild nach, von dem sie sich ernähren.«

»Bis zu ihnen werde ich die Botschaft tragen. Aber das wird erst geschehen, wenn unser Land gewachsen ist.«

»Es wird schwer sein«, versetzte Topiltzin. »Sie reden fast nicht, verstehen außer ihren einfachen Dingen nichts und verkehren nicht mit Fremden. Sie haben keine Häuptlinge, niemand befiehlt, sie beten zur Sonne und zu den Sternen, aber ohne Priester, die sie anleiten. Ihr Leben ist kurz und roh. Sie sind einfach, wie Pfeile.«

»Wenn sie so sind, werden sie mich umso besser verstehen! Eines Tages werden wir kommen; aber jetzt ist es Zeit, endlich nach Tula zurückzukehren. Ich möchte sehen, wie Acatl in der Zwischenzeit für den Baum gesorgt hat.«

Und sie kehrten mit Proben und Zeichnungen von den Dingen des Landes zurück. Mit dieser ganzen Erkundung hatten sie mehr als drei Monate zugebracht.

Von fern, zwischen der Hügelkette, sahen sie die Häuser von Tula.

»Bald werden wir ein neues Tula errichten, das der Stolz des Landes sein wird. Es wird aus Steinen sein, die wir behauen und mit schönen Farben versehen werden, um sie den Augen angenehm zu machen.«

Acatl trat heraus und empfing ihn mit großer Freude. »Ich habe getan, wie du gesagt hattest. Das Volk hat diesen neuen Gott angenommen, und wir haben schon die Tage bezeichnet, an denen man ihm tanzen und singen muß. Wir haben schon vier Teponaxtles, vier Flöten und viele Trommelschellen und Glöckchen. Es sind auch schon welche bestimmt worden, die spielen müssen, gemäß der Geschicklichkeit und Ausdauer, die sie gezeigt haben. Ich habe auch welche bestimmt, die den Platz sauber halten; trotzdem haben wir den Baum nicht geschmückt, noch wissen wir, wie wir ihn bitten, noch wie oder wovon wir zu ihm reden sollen. Er sieht nicht aus wie ein Mensch, und seine Gestalt ist nicht bekannt. Du wirst es uns lehren müssen. Und noch etwas

muß ich dir sagen, die Menge geht in immer größerer Zahl zu einer Höhle, in der, so sagt man, die gefiederte Schlange gehütet wird, die, wie sie hinzusetzen, dein Zwilling ist, der dir Kraft geben muß, weil der Baum dir dein köstliches Blut nimmt. Sie erzählen mir, daß sie, um deine Macht zu vermehren, der Schlange zu opfern beginnen, Tauben, Vögel, alles, was da fliegt, und daß dies dir Mut geben wird, weiter zum Wohle des Volkes zu arbeiten. Was sollen wir tun?»

»Geh«, sagte Quetzalcóatl zu ihm, »in diese Höhle. Sieh nach, was dort geschieht und welchen Kult sie pflegen und ob sie arge Dinge treiben.«

Und also tat Acatl.

Er ging des Nachts, als das ganze Volk schlief und niemand etwas bemerken konnte.

Er kam an, als der Mond rötlich im Westen hing.

Er betrat die Höhle, ohne daß er von den vier Tamemen des Gefolges bemerkt worden wäre, die die Schlange gemacht hatten und gerade dabei waren, sie anzubeten. Sie hatten soeben eine Taube geopfert, deren Blut noch zusammen mit dem Kopal<sup>10</sup> in die Kohlengluten spritzte. Ein dichter und wohlriechender Rauch erfüllte die Höhle und betäubte die Sinne. Sie saßen und bewegten sich rhythmisch, während sie, um zu bluten, sich die Ohren durchstachen und sich Schnüre durch die Zunge führten. Die Lichter der Kohlengluten färbten die Umgebung rot. Die Schlange schien sich zu bewegen. Sie sangen zusammen etwas im Flüsterton. Sie hatten der Schlange Obsidianaugen eingesetzt, die alle anzublicken schienen. Die Augen glänzten wie eigene, wie lebend. Acatl konnte seine Blicke nicht von der Schlange wenden. Der Rauch des Kopal und der Geruch des verbrannten Blutes überschwemmten seine Sinne. Der Rhythmus des Gesangs ging allmählich in seinen Körper

über, und er warf sich zu Boden. Er begann auch, seine Anliegen zu murmeln.

Die Tamemen hatten ihm lange Zeit zugesehen, ohne ihr Tun zu unterbrechen. Acatl streckte seine Hände aus, und sie reichten ihm Nadeln und Schnüre, mit welchen nun auch er sich marterte.

»Er ist wahrlich der herrliche Zwilling«, flüsterte Acatl.

»Er wird uns alle einigen. Er wird Quetzalcóatl Kraft geben, auf daß er uns alle stark und rein mache. Es ist sein Bild, es ist wie das Echo seiner Mutter, welche ihn suchte von den Himmeln her, als ich ihn suchte auf der Erde und auf dem Meer.«

»Ja«, sagten die Tamemen. »Dies ist das Bild, das wir verstehen. Das andre ist nackt und trocken. Es ist ein trockener und trauriger Baum, es hat keine Farben und gleicht niemandem. Dies ist das Ebenbild Quetzalcóatls! Das, was er möchte und nicht weiß; das, was er wissen wird, wenn sich der Nebel vor seinem Verstand auflöst; wenn er sich an seine Welt und seinen Ursprung erinnert. Wenn er sich an die Mutter erinnert, die du gesehen hast.«

»Hier wollen wir das Bild anbeten, ohne daß er es weiß, bis daß der Tag kommt, an dem wir es in seinem Tempel inthronisieren. Hier wollen wir unserer Verehrung fröhnen«, schloß Acatl. »Am Tage werde ich das Kreuz reinigen und über die befohlenen Riten wachen. Des Nachts werde ich mit euch kommen, hierher, wo der wahre Gott Quetzalcóatls wohnt, sein Zwillingsbruder, der ihn zu den Himmeln tragen muß. Er hat ihn uns zum Wohle des Landes zugesandt. Dank sei ihm!«

Und am folgenden Tage suchte Acatl Quetzalcóatl auf und sagte ihm einfach:

»Ich bin gegangen, wie du mir befohlen hattest. Dort liegt die Schlange in einem Winkel. Sie ist schmutzig und

trocknet nach und nach aus. Es gibt niemanden, der sie sehen möchte. Die Leute gehen nur in die Höhle, um sich vor dem Regen zu schützen.«

»Wenn es so ist«, sagte Quetzalcóatl, »besteht kein Anlaß, daß sie schmutzig sein sollte. Sorge dafür, daß sie nicht austrocknet. Ich sehe nichts Schlechtes darin, daß man sie abgesondert aufbewahrt, da die Federn schön sind und sie mich so oft bedeckt haben.«

So geriet Quetzalcóatl, ohne sich dessen bewußt zu sein, in Versuchung, sich zum Gott zu machen.



## Die Tolteken – Die Baumeister

In jener Zeit war Quetzalcóatl in der Blüte seines Lebens. Er war von stattlicher Statur und großen Gliedmaßen. Er war schön. Er ging gern geschmückt mit Federmänteln und glänzenden Federhüten aus, und es benagte ihm, daß das Volk ihn bewunderte.

Die Menge liebte ihn, denn er war anders, er war schön und würdig, und er tat ihnen viel Gutes.

Er hatte sie nach ihren Fähigkeiten eingeteilt, und alle waren zufrieden. Es begann in Wahrheit eine neue Zeit. Er hatte die, die auf dem Felde arbeiteten, von denen getrennt, die in den Dingen der Stadt zu arbeiten hatten.

Er lehrte sie die Nützlichkeit gemeinsamer Anstrengungen und den Vorteil, die Arbeit und die Gaben des Lebens zu teilen.

Er lehrte sie, das Land so zu bearbeiten, daß es reiche Ernten spendete. Das Wasser zu hüten und es in Kanälen bis dorthin zu leiten, wo es gebraucht wurde.

Er lehrte sie, Baumwolle anzubauen und sie zu zupfen und zu spinnen, um Fäden zu machen.

Er lehrte sie, Fische zu fangen und Vögel zu jagen mit Netzen und Fallen.

Er lehrte sie, das Holz zu bearbeiten.

Er lehrte sie, die Häute zu gerben, und die Art, aus kleinen Muscheln, Erde, öl und Tieren Farbstoffe herzustellen.

Er lehrte sie, Mäntel mit lebhaften Farben zu verfertigen.

Er lehrte sie, das Gold aus den Flüssen zu sammeln und es von dem Sand zu scheiden und Metalle aus der Erde

zu ziehen und sie zu reinigen, zu schmelzen und zu Juwelen zu verarbeiten.

Er lehrte sie, schöne Steine zu finden, sie zu polieren und so zu ordnen, daß sie glänzten und Blitze warfen. Er lehrte sie, große Häuser zu bauen, die stets in allem übereinstimmten.

Er sagte zu ihnen:

»Ihr werdet die Tolteken sein, die Baumeister, die Künstler. Euer Ruhm wird sich über das ganze Land ausbreiten, und bald wird das gesamte Anáhuac kommen, um zu bewundern und zu lernen. Ihr müßt wissen, daß es zwei Weisen gibt, Gott zu gefallen: indem wir ihm das Verdienst unseres Leidens weihen oder indem wir mit Demut und Arbeit die Gaben empfangen, die er uns schenkt. Zuerst habe ich euch von Dingen gesprochen, die den Tod angehen. Jetzt möchte ich euch leben lehren, anbauen und sammeln, auf daß wir alle der Güte Gottes Dank sagen können.«

Es war lange her, daß er sich dem Platz genähert hatte, wo der Baum des Universums gepflanzt worden war, den Acatl nach wie vor hütete. Noch wurden Riten befolgt; doch immer mehr Leute gingen, um die Schlange in der Höhle anzubeten, und sie brachten ihr jedes Mal reichere Opfergaben.

Quetzalcóatl hatte weder Zeit noch den Wunsch, sich über die Vorgänge zu unterrichten, und er sprach nur noch wenig mit Acatl, der sich mit immer größerer Ehrerbietung dem Kult der Schlange widmete. Er war froh, weil die Kraft und die Weisheit Quetzalcóatls wuchs und mit ihnen Wohlstand und Schönheit Tulas. Acatl war glücklich. Er hatte den Sinn seines Lebens gefunden.

Aber Tatle wuchs an der Seite Quetzalcóatls heran. »Du bist mein Sohn, wie meines Blutes«, sagte er zu ihm.

»Ich werde dir mein Wissen und all meine Macht geben. Du wirst dieses Land wachsen lassen.« – Tatle war ein schweigsames und in sich gekehrtes Kind. Alles lernte er mit seltener Gewandtheit, und er redete fast mit niemandem. Er sah und bewunderte nur Quetzalcóatl.

»Du wirst sein, wie ich sein möchte«, sagte Quetzalcóatl häufig zu ihm. Und er ließ ihn ein karges Leben führen.

»Ich werde sein, wie du wünschst«, getraute Tatle sich zu erwidern. Dennoch war er nicht glücklich. Er wußte, daß Quetzalcóatl von einem Nebel umgeben war.

Um diese Zeit fing er an, leidenschaftlich gern Juwelen zu tragen. Er schmückte sich mit Gold und Smaragden und ging aus, auf daß ihn das Volk bewundere. Den Leuten gefiel es, Quetzalcóatl mit kostbaren Federn, mit Gold und Edelsteinen prangen zu sehen. Und jedesmal liebten sie ihn mehr.

Um diese Zeit auch beschloß er, ein Haus mit vielen und großen Wohnungen zu bauen.

»Ich werde das Haus für das Herz des Volkes errichten. Dort wollen wir die Sachen des Volkes aufbewahren. Dort wird mein Gefolge, Diener des Volkes, wohnen. Dort werde ich mehr Dinge lehren.«

Sie brauchten lange Zeit zum Bau des Hauses, das in seinem Mittelteil rund war und nach den vier Himmelsrichtungen hin vier große Flügel hatte.

Sie bauten auch Räume, um die reichen Ernten, die sie gemacht hatten, zu speichern, denn es gab schon keinen Raum mehr, um sie aufzubewahren.

Das große Haus wuchs mit dem Reichtum und der Macht Tulas. Es wurde ganz aus behauenen Steinen errichtet und hatte flache Dächer. Aus allen Richtungen des Landstriches ließ Quetzalcóatl Baustoffe heranzuführen. Er ging ohne Eile vor, indem er stets vier schöne

Farben bei den Steinen und für die Verzierungen auswählte.

Das Volk war entzückt und arbeitete gern daran, die große Wohnung Quetzalcóatl zu errichten, die sich auf einem Bergrücken erhob, so daß sie von jedem Punkt in Tula aus zu sehen war.

Die Tolteken, die sich damals schon so nennen ließen, fingen an, den Überfluß kennenzulernen und die großzügigen Gaben der Erde zu genießen, wie es Quetzalcóatl verkündet hatte.

»Er hat große Kräfte. Er hat uns reich gemacht. Wir wissen nicht mehr, was Hunger ist, seit er gekommen ist. Alles ist Überfluß und Schönheit, wohin er seine Augen und Hände richtet.«

Sie waren zufrieden, waren stolz. Damals verrichteten noch alle die Arbeiten, die Quetzalcóatl jedem einzelnen von ihnen zugewiesen hatte.

Tula wuchs. Die Menschen kamen von weither, um ihre Macht zu bewundern. Viele baten um Erlaubnis, sich niederzulassen und ihres Überflusses zu genießen, der an alle den Bedürfnissen entsprechend verteilt wurde. Topiltzin war der Beauftragte für die Verteilung des Reiditums, so wie es Quetzalcóatl angeordnet hatte und so, daß niemand Not litte. Alle waren zufrieden, weil alle mehr hatten als je zuvor. Sie arbeiteten viel. Den ganzen Tag waren sie beschäftigt.

Sechs Jahre hatte Quetzalcóatl unter den Tolteken zugebracht. Das Haus für das Herz des Volkes war in seinem Bau fortgeschritten und die Scheuern gefüllt, als er entschied:

»In der gesamten Gemarkung herrscht Wohlstand, herrscht Überfluß. Laßt ihn uns also über die Berge tragen. Wir werden ins Land der Chichimeken gehen, es ist längst Zeit, daß ich meine Mission unter ihnen aus-

breite. Ich werde sie besser machen, werde sie in Gemeinschaft leben lassen, sie in Pueblos vereinigen, sie lehren, ihr Land zu bestellen und Häuser zu bauen.«

»Lassen wir sie in ihrem Land, wie sie sind«, entgegnete Topiltzin. »Sie sind Barbaren, die gewalttätig und ohne Ordnung leben. Sie schweifen frei umher wie der Wind der Berge und der Ebene, ohne daß sie jemand hinderte, ohne daß sie etwas aufhielte. Laß sie, wo sie sind. Wir haben in unserem eigenen Land genug zu tun.«

»Ich gehöre nicht nur diesem Land. Alle sind meine Brüder, und allen habe ich zu geben. Ich muß sie suchen. Bis zu ihnen werde ich das Glück von Tula tragen«, sagte Quetzalcóatl.

»Bedenke wohl, was wir tun werden. Du kennst sie nicht. Sie verstehen kein Wort. Sie sind wie wilde Tiere, wie Jaguare«, beharrte Topiltzin.

»Idi werde gehen«, sagte Quetzalcóatl. »Mein Leben muß ich vollenden. Dieses Mal wirst du mich nicht begleiten, denn du bist nicht gewillt zu gehen. Ich werde bald aufbrechen, mit einigen meines Gefolges.«

»Geh nicht. Schon gar nicht mit wenigen Leuten! Ich werde dich mit kampferfahrenen Kriegern begleiten, die es gewöhnt sind, Chichimeken zu töten und nicht in ihre Fallgruben zu fallen«, beharrte Topiltzin.

»Ich gehe nicht mit Gewalt. Ich werde zu ihnen gehen, wie ich hierher gekommen bin, um ihnen die Gaben des Lebens und die Lehre von der Sünde und der Reue zu bringen.«

» Es ist lange her, daß du von der Sünde und Reue gesprochen hast«, bemerkte Tatlé, der dem Zwiegespräch gebannt folgte und damals schon ungefähr siebzehn Jahre zählte. »Seit langem nährst du dich nicht dem Baum, den du auf dem Platz gepflanzt hast. Der Baum

hat keine Triebe, er ist nicht gewachsen, sieht traurig und vereinsamt aus.«

»Die ganze Zeit über, Tatl, habe ich oftmals, ohne zu sprechen, darüber nachgedacht. In meinem Geist herrschte Verwirrung. Jetzt erteilt mir der Baum den Auftrag, den Wohlstand in andere Gefilde zu tragen, neue Brüder glücklich zu machen. Bald werden an ihm Triebe sprießen.«

»Die Chichimeken sind keine Brüder«, rief Topiltzin, »sie wohnen seit langem in diesem Land. Sie sind anders und wild. Sie essen von allem, sogar Abfälle. Sie beten nur zur Sonne und zum Pfeil. Sie töten gern und sterben bald. Verlaß uns nicht, hier hast du Menschen, die die Gaben, die du bringst und lehrst, suchen und bejahren. Du willst dorthin gehen, wo du weder erwünscht bist noch empfangen werden wirst.«

»Ich muß gehen. Es ist nicht gut, ruhig zu bleiben, wenn so viel zu tun ist.«

Und um die Reise vorzubereiten, hieß er Acatl rufen. Zu der Zeit hatte Acatl viel an Ansehen gewonnen. Das Volk begegnete ihm mit Ehrfurcht, weil er der Beauftragte für den Kult und die Riten war; er, der am Barte Quetzalcóatls gezogen hatte und, zusammen mit den vier Tamemen, den Kult der gefiederten Schlange eingeleitet und verbreitet hatte, des herrlichen Zwillings, der Quetzalcóatl alle Taten eingegeben hatte, ohne daß es dieser wußte.

Er trug Mäntel, ähnlich jenem, den Quetzalcóatl zuerst gemacht hatte. Er schmückte seine Lippen und seine Ohren mit Gehängen aus Gold, in die er Federn einließ, die vielfarbigen Barten ähnelten. Sein Gang war feierlich, und er redete nur wenig.

Er kam und sagte:

»Du hast mich rufen lassen, mein Herr. Ich habe erfah-

ren, daß du uns verlassen willst, um die Welt der Chichimeken zu suchen. Du willst sie besser machen.«

»So wird es sein«, sagte Quetzalcóatl. »Ich habe dich gerufen, damit du den Baum auf dem Platz ausgräbst. Die vier Tamemen, die mich bei meiner Ankunft in Tula getragen haben, sollen ihn tragen und mich zum Lande der Chichimeken begleiten. Mit mir sollen Spieler des Teponaxtle und Flötenspieler gehen. Mit Trommelschellen und Glöckchen sollen sie ankommen.«

»Nimm Topiltzin und seine Krieger mit«, riet Acatl. »Ich werde nicht Gewalt dorthin mitnehmen, wo Gewalt herrscht. Ich werde den Baum des Lebens und den Weg mitnehmen. Ich werde den Wohlklang des Holzes mitnehmen. Mehr brauche ich nicht.«

»Wenn du es sagst, wird es nach deinem Wunsche geschehen. Ich hoffe, wir müssen es nicht beklagen!«

»Und noch etwas sage ich dir«, fügte Quetzalcóatl hinzu, »sorge dafür, daß man die Schlange nicht, wie es meines Wissens geschieht, noch weiterhin anbetet, oder ich werde sie nach meiner Rückkehr mit meinen eigenen Händen vernichten!«

Acatl sagte nichts; aber Tränen traten in seine Augen. Am folgenden Tag ging Quetzalcóatl früh morgens fort, begleitet von einem sehr kleinen Gefolge, in dem sich Tatl befand. Die vier Tamemen trugen das Kreuz. Kein Krieger begleitete das Gefolge. Musiker und Künstler bildeten es.

Heimlich folgte Topiltzin mit einer starken Schar Krieger Quetzalcóatl.

Mehrere Tage ging Quetzalcóatl, bis er zu dem Land der Chichimeken gelangte, und er durchstreifte es viele Tage, ohne jemanden zu sehen.

Die Leute fingen an, müde zu werden, und sagten:

»Quetzalcóatl, diese Wilden wollen nichts von uns. Sie

entrinnen wie der Wind, verbergen sich wie die Luft. Nur von fern glauben wir sie zu sehen und wittern sie in der Nähe; aber niemals treten sie uns gegenüber.«

Da beschloß Quetzalcóatl, nicht weiter heranzuziehen. Er ließ sich in einem Tal nieder und sagte:

»Während vieler Nächte werden wir ein großes Feuer machen. Um das herum sollen unsere Hölzer gespielt werden. Wir werden das Kreuz in der Mitte aufstellen, bis sie aus ihren Verstecken zu uns kommen. Sie werden kommen, um das Licht und die Harmonie zu suchen, und Licht und Harmonie werde ich ihnen für ihr Leben geben.«

Während dreier Nächte machten sie es so, ohne daß etwas geschah. Das Feuer war von weither zu sehen, und die Musik hallte von den Felsen des Berges wider. Die einzige Antwort war Kojotengeheul und bisweilen das Brüllen von Jaguaren. In der Ferne hielt Topiltzin Wacht. Aber in der vierten Nacht kamen sie leise, als niemand sie erwartete. Es waren viele. Sie kamen nackt, bewaffnet mit Steinen, Stöcken und Pfeilen. Die Nacht war schreckensreich gewesen. Voller Geschrei und Geheul.

Der erste, der sie dort erblickte, wo der Widerschein des Lagerfeuers endete, war Tatlé, der sich langsam aufrichtete. Er sah die verschwommenen Leiber; das Funkeln der Obsidianaugen, die bisweilen aufleuchteten wie die von Zauberern. Die langen, schlaffen Haare auf schmutzigen Scheiteln.

»Da sind sie! Sie sind gekommen«, sagte Tatlé, und bis auf das Lagerfeuer und das Geheul der Kojoten verstummte jeder Laut.

»Zu guter Stunde«, sagte Quetzalcóatl und richtete sich in dem Augenblick auf, als Tatlé von dem ersten Pfeil getroffen niederfiel. »Nein! Nein Nein!« schrie Quetzalcóatl, so stark er konnte.



Die Wilden antworteten ihm mit großem Hohn und öffneten ihm nach: »Nein! Nein! Nein!«, während ein Regen von Steinen auf die schutzlose Schar niederging.

»Waffen! Wir brauchen Waffen!« schrien einige der Männer.

»Wehrt euch nicht!« rief er ihnen zu. »Ich will der Versuchung der Gewalt nicht wieder erliegen! Spielt Teponaxtles und Flöten! Ich werde reden!«

Er öffnete die Arme und seinen großen Mantel und rief: »Brüder Chichimeken!« – und ein Stein traf ihn auf den Mund, und sie spickten seinen Körper mit Pfeilen. Er fiel schwer über Tatlé.

»Schützt das Kreuz!« konnte er noch rufen, während die Nacht der Bewußtlosigkeit abermals hereinbrach. Die Tamemen gingen vor, um den Körper Quetzalcóatl zu decken, und wurden gesteinigt und mit Pfeilen beschossen, bis sie tot waren.

Es herrschte große Verwirrung. Viele liefen in die dunkle Nacht und fielen in die Hände der Chichimeken, die von hinten kamen und sie mit Stöcken erschlugen. Andere blieben ruhig und riefen ihre alten Götter an und wurden auch von Pfeilen getroffen und getötet. Keiner entkam.

Das Kriegsgeschrei der wilden Chichimeken prallte wie Pfeile in die Flanken des Berges.

Sie tanzten, bis die Teponaxtles zerbrochen waren und sie sie ins Feuer warfen. Sie traten die Flöten mit Füßen, bis sie zersplittert waren, unter großem Geschrei und Gelächter. Sie stürzten gerade das Kreuz um, als, in Blut gebadet, Quetzalcóatl sich aufzurichten versuchte, Worte stammelnd, die nicht zu hören waren. Ein neuer Pfeil bohrte sich in seinen Körper, und er fiel abermals. Fünf Pfeile mit Feuersteinspitzen staken in seinen Rippen und Beinen.

Von fern hörte man rauh und verzweifelt den Schlachtruf der Krieger Topiltzins, die in der Dunkelheit der Nacht nicht rasch vorrücken konnten.

Die Chichimeken hörten auf zu lärmern und zerstreuten sich in Gruppen, von denen eine Quetzalcóatl und andere Tote oder Verletzte mit sich führten. Sie trugen sie zu ihren Frauen und Kindern, um sie gemeinsam zu verschlingen. Als die Krieger Topiltzins eintrafen, glühte noch das Lagerfeuer. Tatle hatte das Bewußtsein wiedererlangt und sagte weinend:

»Sie haben ihn davongeschleppt! Sie schleppen ihn fort! Sie schleppen meinen Tata! Sie lassen mich ohne Licht! Sie lassen mich ohne Glauben! Sie lassen mich allein in dieser Welt der Gewalt! Wahrlich, in dieser Nacht ist der Böse los gewesen! Sie haben den Baum umgestürzt, haben uns mit Pfeilen beschossen!«

Drei Tage und drei Nächte brauchten die Krieger, um den verwundeten Leib Quetzalcóatls zurückzuerobern.

Düster und verzweifelt setzten sie den Fährten der Gruppe nach, die immer tiefer in die Sierra vordrang. Schließlich erreichten sie sie. Das Treffen war kurz und grausam. Die zehn Chichimeken, erschöpft von der Last des Körpers, wurden auf der Stelle zerstückelt. Abermals lag der Leib Quetzalcóatls der Länge nach auf dem Boden, den Bauch an die Erde gepreßt. Die Reste seines Federmantels bedeckten einen Teil seines Körpers, klebten mit dem getrockneten Blut an ihm. Von fern glich er wieder einer gefiederten Schlange. Keuchend, erschöpft von dem Schrecken und der Grausamkeit des Kampfes fielen sie auf die Knie, um sich zu vergewissern, daß er noch lebte.

Mit Stöcken und Decken machten sie eine Bahre und begannen den Abstieg, indem sie den Körper fürsorglich behandelten, seine Wunden säuberten und aus-

drückten. Sie rissen die Pfeilstücke heraus, die noch in ihm steckten, aber Quetzalcóatl erlangte das Bewußtsein nicht wieder. Sie gaben ihm Wasser und Honigwabe. Eines Nachts, während sie ausruhten, versuchte Quetzalcóatl sich aufzurichten und begann zu reden und zu singen in einer sonderbaren und entlegenen Sprache. Alle hörten ihn voller Ehrfurcht und sprachen zueinander:

»Er kann nicht sterben! Er wird mit uns zurückkehren! Er wird fortfahren, Tula groß und stark zu machen! Jetzt ruft er gewiß nach seiner Mutter. Er wird sie in seiner eigenen Sprache rufen!« – und sie lauschten entzückt und gerührt.

Etwas später kamen sie zu der Feuerstelle.

Quetzalcóatl ging es sehr schlecht. Sein eingefallenes Gesicht glühte vor Fieber.

Topiltzin weinte und sagte:

»Hier bist du gefallen, Quetzalcóatl, ohne dich zu verteidigen! Wir haben dich gewarnt! Die Chichimeken sind wie der Wind und die Pfeile! Nichts verstehen sie, und für nichts interessieren sie sich! Nichts konntest du denen sagen, die dich nicht verstehen! Nichts konntest du denen geben, die nur frei herum zu streifen wünschen! Ich habe es dir gesagt!« – und er fiel auf die Knie und schlug sich voller Verzweiflung auf den Mund.

Sie schritten schneller aus. Schon kamen Leute aus Tula, die Verstärkung brachten. Bis dorthin war die schreckliche Nachricht gelangt, die niemand glauben mochte.

»Die wilden Chichimeken haben Quetzalcóatl gestürzt. Sie schleppen ihn fort, um ihn zu verschlingen und ihre Herzen größer zu machen. Sie wollen uns unseren Quetzalcóatl rauben.«

Das Volk weinte auf der Straße und auf dem Platz.

»Sie haben unseren Quetzalcóatl verschleppt! Wir bleiben abermals allein, hier in der Mitte des Landes ausgesetzt, weinend wie Kinder!

Wir werden allein sein in der Mitte des Landes!

Wir werden allein sein in der Mitte des Landes!

Wir werden allein sein, weinend wie Kinder!

Wir werden allein sein!«

Acatl kam in großer Gelassenheit, würdig, hoheitsvoll, mit geöffneten Armen auf den Platz. Er trug seinen großen Federmantel, und sein Federbart zitterte und glänzte an jenem Nachmittag.

»Brüder Tolteken!« rief er. »Quetzalcóatl wird nicht sterben! Er muß uns nur verlassen, wenn sein Wille es möchte, und nicht, wenn da ein Wille ist, der möchte, daß er lebt. Er überlebte die Nacht und die Qualen, und seitdem will er nicht sterben! Viele Male hat er es mir gesagt! Er wird nicht sterben! Aber wir müssen ihm Kraft geben. Jetzt hat er ein Volk, das ihm bei seiner Rückkehr aus den Finsternissen helfen muß.

Wir werden die Schlange aus der Höhle hervorholen und sie auf dem leeren Platz inthronisieren! Dort wollen wir sie anbeten und ihr zu Gefallen singen, tanzen und singen. Wir werden Opfer darbringen, auf daß sie ihrem Zwillingsbruder, der leidet, die Kraft zukommen läßt! Wir wollen ihm unser eigenes Blut geben, das Blut aus dem Herzen des Volkes! Quetzalcóatl wird nicht sterben!«

Das Volk beruhigte sich. Einige gingen zu der Schlange und andere zu Quetzalcóatl.

Sie trugen ihn in Ablösungen, die weder am Tag noch in der Nacht ausruhten. Er gelangte nach Tula ohne Bewußtsein und sehr entkräftet. Mit ihm kam, halb verbrannt, das Kreuz, das er mitgenommen hatte.

Das ganze Volk empfing ihn, und sie beschlossen, ihn

zum Haus des Herzens des Volkes zu tragen, zu einem großen Saal, der noch nicht fertig war, aber den sie mit Decken und Federn ausstatteten. Dort quartierten sie ihn ein. Sein Körper ruhte auf einer großen Schlafmatte. Acatl und die Heilkundigen umstanden ihn, wuschen ihn, erneuerten die Verbände und hielten die ganze Nacht Wache, die Kräfte der Gesundheit anrufend, ohne eine Besserung zu bemerken.

Am folgenden Tag wandte Acatl sich vom Dach herab an das Volk und sagte zu ihm:

»Lebend ist er gekommen, und er wird weiterleben. Aber es ist an der Zeit, daß wir um seiner Rettung willen seinen Zwillingsbruder einsetzen. Daß wir die Schlange aus der Höhle hervorholen und sie der Sonne übergeben. Daß wir sie zu der Pyramide emportragen, indes wir ihm eine noch schönere und höhere errichten, in der Art, wie Quetzalcóatl uns zu bauen gelehrt hat. Daß wir die Zeichen der gefiederten Schlange in den Stein meißeln und ihn mit den Farben bemalen, die ihr angenehm sind.

Wir wollen den Boden sogleich bereiten. Das Volk soll einen Weg machen, von der Höhle zum Tempel, mit seinem eigenen Blut, und mit ihm den Platz befeuchten, an dem sie ausruhen wird. Es wird ein Opfer des eigenen Willens sein. Das Opfer derer, die Quetzalcóatl lieben.

Quetzalcóatl braucht unser Opfer!

Wir wollen seinen Schmerz mit unserem loskaufen!

Wir wollen Leben geben seinem Tode!

Wir wollen Blut geben dem Zwillingsbruder!

Wir werden nicht allein in der Mitte des Landes bleiben! Er wird uns wieder wie ein Vater sein! Er wird wieder an unserer Seite gehen! Wir werden ihn nicht in die Finsternisse zurückkehren lassen! Er wird weiterhin

unser Licht sein, unsere Wahrheit, unser Weg! So werden wir unsere Fürbitte zu dem herrlichen Zwillling erheben! Er wird ihn zurückkehren lassen. Wir wollen ihm geben, und wir wollen ihn bitten. Ein jeder möge tun, was er zu tun hat!«

Das Volk bereitete den Weg, wie es Acatl gesagt hatte. Blut und Tränen benetzten ihn. Blut und Tränen bereiteten das Bett der Schlange.

Als die Sonne des folgenden Tages aufging, holten sie sie aus der Höhle hervor. Der Gesang des Teponaxtle, der Pfeiflaut des Rohrs und das dumpfe Rauschen der Muschel, die sie vom Meer herbeigeschafft hatten, überschwemmten die Lüfte ausdauernd und eindringlich. Nicht einen Augenblick, seit sie die Schlange langsam hervorgeholt hatten und, um den Baum des Lebens geschlungen, bis zur Höhe dessen trugen, was damals die Pyramide von Tula war, hörte das Getön auf. Acatl ging an der Spitze und hielt den Kopf der Schlange. Er trug Riemenschuhe aus Gold und hatte die Gewänder und Juwelen Quetzalcóatls angelegt.

Sie lag zusammengerollt oben auf dem Tempel. Die runden Obsidianaugen leuchteten geheimnisvoll. Acatl selbst hatte die Arbeit des Federkleides vollendet, und es sah wahrlich prachtvoll aus.

Die Zeremonie dauerte bis zum Untergang der Sonne, und Acatl befahl dem Volk, zum Hause Quetzalcóatls zurückzukehren und flüsternd für das Leben dessen zu beten, der wie ihr Vater war, und die ganze Nacht über zu wachen. Und also taten sie es.

Er blieb und führte unterdessen das Opfer seines Blutes vor der Schlange aus. Er weinte über den Schmerz der vier Tamemen, der sich nun nicht gemeinsam mit dem seinen beweisen konnte. Sie waren seine Gefährten gewesen, die Schweigsamen, die sich nie beklagten.

Acatl vermißte sie, rief ihre Hilfe an, bat um ihre Gegenwart.

So verbrachte er die halbe Nacht. Und er geriet in Verzückung. Er riß sich von der Erde los. Er war die Schlange; er war Quetzalcóatl; er war der Vater und die Mutter. Er war das gesamte Universum, das zum Nabel des Ursprungs zurückkehrte. Die Himmelskörper der Sonne und des Mondes kreisten langsam um ihn herum, und er schwebte, schwerelos und fast ohne Bewußtsein, im Mittelpunkt aller Dinge. Er wußte nicht, ob die Zeit ablief. Es verging ein Augenblick, oder eine Ewigkeit.

Plötzlich verwandelten sich die Himmelskörper in Wörter, zuerst aus Licht, und die Wörter riefen ihn bei seinem Namen.

»Acatl! Acatl«, sagte mit leiser und respektvoller Stimme Tatl zu ihm, beeindruckt von dem verklärten Antlitz und dem Weiß in den Augen und dem halb geöffneten und blutenden Mund des Märtyrers. »Tu etwas! Unser Quetzalcóatl stirbt! Er ist aufgewacht und hat uns nicht erkannt. Er sagte viele Worte in seltsamer Sprache, die niemand verstand, und danach schrie er: ›Gott! Gott! Der Mensch! Das Volk!‹ und blieb wie tot!«

»Ich werde gehen«, sagte Acatl mit ferner, mit dunkler Stimme. »Ich werde ihn wieder vom Ufer erretten. Ich werde ihn wieder an Bart und Haar ziehen. Ich werde ihn wieder nähren! Ich werde ihn diesem Land schenken! Ich werde ihn dem Volke geben, das ihn liebt! Ich werde es tun! Ich werde es tun! Ich habe gesehen! Ich habe gesehen! Ich werde für ihn bis zum Nabel des Universums gehen. Ich werde für ihn bis zum Wind und zu der Finsternis gehen! Von dort werde ich ihn bringen, ihn über die Erde schleifend, bis zu dieser an-

deren Hälfte der Welt, mit meinen Händen und meinem Blut. Meine Zeit ist gekommen. Ich bin endlich zu meiner Zeit gelangt. Es ist die Stunde, die nicht gewesen ist! Ich gehe schon! Ich gehe schon!«

Und er richtete sich schwankend auf, als ob er schlafwandelte. Und alle, die zu ihm gegangen waren, verstummten und sagten zu sich: »Der Geist seiner Schlange ist in ihn eingekehrt! Er hat sich verwandelt!«

Und sie machten ihm den Weg frei, schweigend, mit gesenktem Blick und hängenden Händen.

Als er auf den Platz kam, sagte er:

»Ich möchte ein großes Feuer hier, in dieser Mitte. Ein großes Feuer, wie es Tula nie zuvor gesehen hat. Dieses werdet ihr machen, und wenn ich scheide, werdet ihr auf der Pyramide eine andere errichten, die das große Haus der Schlange sein soll.«

Und er ging langsam und schwankend bis zu dem Hause Quetzalcóatl.

Er fand ihn ausgestreckt auf der Schlafmatte, wie tot. Er hatte die Hüllen, mit denen sie ihn bedeckt hatten, weit von sich geschleudert und war nackt, ohne Bewußtsein.

»Bruder, kleiner Bruder!« sagte Acatl zu ihm. »Ich gehe für dich! Ich weiß schon den Weg! Du hast mich den Weg des Universums gelehrt, der durch die beiden Hälften geht! Du hast mich den Weg gelehrt, den der Mensch einschlagen kann. Ich werde zum Omeyocan emporfliegen. Dort werde ich sein, der ich bin und bleiben werde. Von dort wirst du abermals nach Tula kommen, zu denen, die du liebst, zu denen, die dich lieben, zu denen, denen du das Gute gibst, zu denen, die deine Gabe empfangen. Von dort werde ich dich bringen. Ich werde eilig gehen, auf dem kürzesten Weg.« All dies sagte er, und er küßte seinen Bart.



Er bewegte sich lange Zeit nicht, hingekauert, bis daß sie kamen, um ihm zu melden, daß auf dem Platz von Tula schon ein großes Feuer brannte, ein Feuer, wie man es nie zuvor gesehen hatte. Es sah aus, als ob die Sonne aufging.

»Die Stunde ist da. Es ist meine Stunde. Ich werde gehen. Schon gehe ich.«

Und er ging mit festem Schritt. Er stieg auf die Höhe der Pyramide, und von dort herab sprach er, und einige konnten ihn hören:

»Ich bin Ce-Acatl«, sagte er zu ihnen. »Ich bin der erste Mensch der neuen Zeit. Ich bin das erste Band. Möge es nicht das letzte sein. Bald werde ich zum Ufer aufbrechen, um aus dem Meer, dem Wind, den Finsternissen den Geist Quetzalcóatl zu bringen, der zwischen dem Nebel und dem Vergessen schweift. Ich gehe zum Omeyocan, dem Ort Zwei, wo alles besteht und gleichzeitig alles vergeht. Ich gehe mit dem festen Willen eines vergänglichen Menschen, um die beiden Hälften zu trennen, um mein eigenes Universum zu errichten. Es wird aus Licht, wird aus Liebe sein. Eines Tages wird es auf der Erde heimisch werden. Er hat es angekündigt, aus seinem Nebel, seinem Vergessen heraus, mit der ganzen Stärke seines guten Willens. Ich gehe mit meinem Willen, der mich ihm ähnlich macht. Ich werde sein Zwillingsbruder, sein Cuatl<sup>11</sup> sein. Ich werde mich zu seinem Zwillingsbruder, zu seinesgleichen machen. Ich bin ein Funken in der Unermeßlichkeit der Sterne. Ich werde der Morgenstern sein. Ich weiß endlich, was ich bin. Ich weiß endlich, wohin ich gehe.«

Er nahm die Federschlange, wand sie sich um die Arme und den Rücken, und ohne weiter zu reden, ohne irgendein Wort zu sagen, stieg er die Stufen langsam herunter und trat, ohne den Schritt zu verhalten, in die

Lohe. In ihr leuchtete es für einen Augenblick stärker auf und barst, einen großen Funken zu den Himmeln emporschleudernd.

»Sein Herz ist aufgefahren«, betete das Volk, und es trat Schweigen ein.

In den frühen Morgenstunden dieses Tages, bevor der Scheiterhaufen niedergebrannt war, begann ein starker Regen, der die Aschenglut löschte. Es hörte in drei Tagen nicht auf zu regnen.

Währenddem erlangte Quetzalcóatl sein Bewußtsein wieder und begann zu genesen.

## Ce-Acatl

»Acatl! Acatl! Bruder«, waren die ersten Worte, die er klar zu sagen vermochte. »Abermals hast du mir Wasser und Honig gegeben! Acatl! Acatl!«

Aber Acatl kam nicht. Den ganzen ersten Regentag rief er nach Acatl, und Acatl kam nicht.

Am zweiten Regentag näherte sich Tatle und sagte zu ihm:

»Vater Quetzalcóatl. Du rufst vergebens nach Ce-Acatl. Er ist schon zum Omeyocan gereist. Er ist mit seinem Willen ins Feuer gegangen, und sein Herz flog zu den Himmeln. Jetzt glaube ich, daß er im Wasser, im Regen zurückkehrt. Seit zwei Tagen regnet es unaufhörlich, seitdem das Wasser das Feuer löschte, durch das er davonging. Er reiste an das Ufer der beiden Hälften. Er ging um deinetwillen, und jetzt bist du von neuem unter uns. Er ging mit der Schlange fort. Er sagte, daß er dein Zwillingsbruder war.«

»Gott! Gott!« sagte Quetzalcóatl. Und an diesem Tag fügte er dem nichts mehr hinzu. Er schloß die Augen und schlief eine lange Weile.

Am dritten Tag rief er nach Tatle.

»Sohn. Jetzt bist du der Jüngste und der Älteste. Du wirst mich nicht verlassen; du wirst mich begleiten, bis daß mein Lauf auf dieser Erde endet. Du wirst mir helfen, zu sein, der ich bin, da deine Augen mich besser verstehen als die meinen.

Rufe das Volk, auf daß es komme im Regen, auf daß alle kommen, einfach gekleidet. Sie werden bezeugen, daß ich einen neuen Namen angenommen habe, unter dem man mich auch kennenlernen wird.«

Tatle forderte Topiltzin auf, der traurig und düster geworden war, das Volk gegenüber dem Haus, wo Quetzalcóatl wohnte, zusammenzurufen.

Sie kamen im Regen, frohgemut und neugierig. »Unser Quetzalcóatl will uns endlich wieder vereinigen. Schon hat uns ihn Ce-Acatl gebracht.«

Quetzalcóatl trat einfach, nur in einen weißen Leibrock gekleidet, auf das Dach. Er stützte sich auf Tatle und auf Topiltzin.

Der Regen fiel gleich einem Sturzbach.

»Tolteken!« sagte er schwach. Und alle vermißten seine alte Stimme. Sie mußten seine Worte einander wiederholen, damit alle sie in Regen und Donner hörten. »Ihr werdet einen neuen Namen bezeugen, den ich annehmen möchte und unter dem ihr mich neben Quetzalcóatl kennenlernen werdet.

Zweimal bin ich hier wiedergeboren worden! Jedes Mal gehöre ich mehr diesem Land an!

Ich muß meinen Namen von dem Wasser empfangen, das vom Himmel und vom Anbeginn meiner Zeit fällt!

Ce-Acatl werde ich mich nennen, Erstes Rohr, erstes Band von Zeit und Erde.

Es ist der Name meines Zwillingsbruders, mit dem ich wie eins bin. Er, der mich zweimal vom Ufer getragen hat und jetzt in meinem Herzen lebt. Es ist der Name dessen, der durch das Feuer davongegangen ist und durch das Wasser zurückkehrt. Es ist der Name meines Bruders, meines Cuate.

Ce-Acatl werde auch ich mich nennen. Ein Rohr, das zur Schlange wird, zu Beginn meiner Zeit. Er ging davon, weil er mein Leben wollte, und nun bin ich von neuem wiedergeboren.

Ich empfangen den Namen des Wassers, das jede Verunreinigung tilgt. Ich empfangen ihn in meinem Busen,

wo von nun an zwei Herzen schlagen, zwei Zwillingshälften, die ich vom Herrn empfangen, der in den Himmeln ist. Mit diesen beiden Herzen werde ich dieses Land lieben.

Geht in den Regen, Tolteken, und von jetzt an und für immer habt ihr mich auch Ce-Acatl zu nennen.«

Sie gingen jubelnd von dannen, weil sie von neuem Quetzalcóatl unter sich hatten, ihn, der in seinem Herzen auch Ce-Acatl hatte, den er so sehr liebte. Tage danach redete Quetzalcóatl folgendermaßen mit Tatl:

»Sohn, das erste, was ich tun werde, wenn ich gesund bin und meine Kräfte wiederkehren, wird sein, die große Pyramide zu bauen, die Ce-Acatl wünschte. Ihm werden wir sie weihen. Sie wird hoch und schön sein; die Federschlange wird sich um alle ihre Plattformen rollen; wir werden sie mit vier Farben bemalen, und sie wird seines Leidens würdig sein.«

»Sie wird schön sein, ohne Zweifel«, bemerkte Tatl, der trotz seines geringen Lebensalters einen tiefen Geist hatte, und er sagte:

»Quetzalcóatl, du bist wie ein Vater. Seit ich dich am Strand der Länge nach fand und in deinen Körper stach vor schon langer Zeit, hast du dich meines Willens bemächtigt, und ich bin dir gefolgt und werde dir folgen, wie du sagst, bis du diese Erde verläßt. Jetzt bin ich fast ein Mann, und schon schmerzt mich die Welt, ich leide an allem, und ich habe Fragen und möchte Antworten. Ich habe gesehen, wie sich Acatl verklärte. Er war nicht mehr auf dieser Welt, als ich zu ihm auf die Pyramide ging, um ihn zu bitten, daß er etwas für dich tue. Ich sah ihn ohne zu schwanken ins Feuer gehen, als ginge er zu einem Fest. Noch immer sträuben sich mir die Haare. Ich fragte mich und frage mich, muß es sein? Ist

diese Erde voller Schmerz und Bitterkeit notwendig? Ist der Schmerz notwendig? Dieser Schmerz, den wir hervorrufen, den wir bejahren und sogar genießen, zählt er in diesem Universum etwas? Wiegt er etwas auf? Dieser dumme, brennende Schmerz, der sich ungebeten einstellt, der wie ein Pfeil kommt, wenn man vor ihm flieht, dieser dumme Schmerz, der das Leben, von dem er Nahrung erhält, abtötet und verschlingt und verhaßt macht, ist er notwendig, Herr? Ist er wie eine Münze, mit der man in diesem Winkel, in dem wir wohnen, alles begleicht? Steigt dieser Schmerz wie der Kopalrauch empor und berauscht die Götter? Warum, Herr, warum? Ich habe ihn leiden und brennen und sich verwandeln sehen. Warum?«

»Schweig, Tatlé! Schweig! In deiner Jugend sagst du Dinge, die ich mich nicht zu denken getraue. Ich habe keine Antwort, mir fehlt die Münze, die ich dir geben könnte, um deine Frage zu begleichen. Ich kann dir nur den Schmerz anbieten, den es verursacht, keine Antwort zu haben. Ich weiß nicht, Tatlé! Ich weiß nicht! Die Alten haben mir einst schon dieselbe Frage gestellt, und damals konnte ich nicht stillschweigen. Nun ist es deine Jugend, die mich fragt, und der Tod unseres Acatl und meine Unwissenheit sind es, die antworten: ich weiß nicht, Tatlé! Etwas wie Nebel umgibt mich; ich weiß nur, daß ich meine Bestimmung auf mich nehme; ich weiß nur, daß ich nicht die Ordnung verleugnen darf, die der Willen Gottes ist; ich weiß nur, daß ich ihn liebe und bekenne; daß ich nichts beantworte und alles erheische; daß mein Willen den Schmerz auf dieselbe Weise akzeptiert, wie er Gott liebt. Du sollst nicht mehr denken; du sollst dich nicht mit Fragen martern, denn das Schweigen, als Antwort, ist ein schwarzes Leiden tief und ohne Grenzen.«

»Schreckliche Dinge sagst du mir, Quetzalcóatl! Es scheint, als wären Leiden, Denken und Lieben ein und dasselbe, ein schreckliches schwarzes Schweigen tief und ohne Grenzen. Was ist die Grenze? Wenn du mir nicht antwortest, wer besitzt die Antwort? Wohin muß ich gehen, um sie zu suchen? Was muß ich zahlen, damit mir einer antworte?«

»Acatl fand die Antwort, Tatl, dessen bin ich sicher. Er füllte sein Herz mit Liebe und seinen Willen mit Hingabe.«

»Aber er ist nicht hier, auf daß er mir antworte.«

»Du möchtest wissen, Tatl; er wollte nur ankommen, und er ist bereits hingegangen.«

»Ach, Vater Quetzalcóatl! Jetzt überkommt mich großes Verlangen, zu weinen, zu weinen über alles! Ich möchte zerspringen und wollte, daß jedes einzelne meiner Stücke ausflöge, um Antwort zu suchen, die sie dann in allen Sphären singen könnten. Alles schmerzt mich, Quetzalcóatl! Mich schmerzt die Welt. Und mich schmerzt Gott.«

»Du leidest, Tatl. Weine! Ich werde mit dir weinen, mein Sohn!«

## Die Pyramide

Quetzalcóatl war gesundet, und doch begann er den Bau der großen Pyramide, die Acatl gewollt hatte, nicht. Ein Jahr verging, und er studierte nur mit den weisesten Männern den Umlauf der Gestirne. Dann suchte ihn Topiltzin an der Spitze der Häuptlinge auf und sagte zu ihm:

»Quetzalcóatl, das Volk verlangt danach, die große Pyramide für die Schlange zu errichten, eine Pyramide, wie sie dieses Land noch nicht gekannt hat, und wir wollen sie so bauen, wie du es anzeigst.«

»Ich habe sie schon erdacht, Topiltzin, sie kann an den vier Himmelsrichtungen ausgerichtet und der Fessel der Tage und Jahre unterworfen werden. Jetzt studiere ich die Himmel mit den Weisesten unter den Tolteken; wir vereinigen unser Wissen, damit das Band vollkommen sei. Trotzdem bin ich nicht schlüssig, da es ein großes Werk vieler Jahre und vieler Anstrengung wäre, groß wie das Licht des Feuers, das Acatl verschlungen hat.«

»Es wird ein Werk sein würdig der Tolteken«, meinte Topiltzin.

»Ja«, entgegnete Quetzalcóatl, »aber es geht sicherlich über unsere Kräfte, es fehlt uns an Männern. Ich habe gedacht, sie aus gewaltigen, behauenen Steinen zu bauen. Allein ihr Transport würde unsere Kräfte erschöpfen. Es gibt nur wenige Tolteken, die in diesen neuen Arbeiten beschäftigt werden könnten. Alle arbeiten auf dem Felde oder in der Stadt, in vielen Tätigkeiten, die nicht liegen bleiben können, da sich nun, was vorher Unkenntnis war, in Notwendigkeit verwandelt hat.«



»Das Volk will sie errichten, Quetzalcóatl. Wir würden uns anstrengen!«

»Wir würden uns aufreiben, Topiltzin, da es eine Pyramide werden muß, die sich an der Größe Acatls mißt.«

»Und an der großen Macht der Schlange«, schloß Topiltzin und fügte hinzu: »Ich werde das Volk befragen.«

Am folgenden Tage kehrte er zu Quetzalcóatl zurück und sagte ihm:

»Das Volk wird die Pyramide bauen, die du erdacht hast. Wir werden uns anstrengen und von Aufgang bis Untergang der Sonne arbeiten. Wir wollen das Andenken Ce-Acatls ehren und dem herrlichen Zwilling Tribut zollen.«

»Also soll es sein«, sagte Quetzalcóatl, »und mögen wir es dereinst nicht bereuen müssen.«

So begann gerade ein Jahr nach dem Tode Acatls der Bau der großen Pyramide, die dem herrlichen Zwilling geweiht war.

Ihre Größe wuchs in dem Maße, wie der Reichtum und die Macht Tulas wuchsen. Der Ruhm dieser Stadt verbreitete sich über das Land des Anáhuac. Die angrenzenden Länder richteten sich nach Tula aus und nahmen ihren Einfluß an.

In der Zeit fingen die Tolteken an, die Arbeiten, die sie am geringsten fanden, anderen Armen zu übertragen.

Auf Holzrollen wurden die großen Steine über die Wege befördert, die in Tula zusammenliefen. Die Männer schafften auf ihren Rücken von fernen Orten die Werkstoffe heran, mit denen die Größe Tulas erbaut wurde. Und es waren bereits andere Völker, die Lasten trugen, sich schunden und schufteten.

Aber das Werk ging nicht schnell genug voran.

»Wir brauchen mehr Männer für die schwere Arbeit.

Die Tolteken wollen nicht mehr die grobe Arbeit leisten, und es fehlt an denen, die sie tun«, bemerkte Quetzalcóatl.

»Wir müssen sie uns aus der Ferne holen«, sagte Topiltzin. »Ich denke seit einiger Zeit darüber nach. Wir wollen alle Bewohner des Anáhuac lehren, wie die Macht Tulas beschaffen ist, und sie mit unserem Reichtum locken. Wir wollen ihnen unseren Handel bringen und sie mit unseren mannigfaltigen Künsten gewinnen.«

Auf diese Weise wurden viele Grenzbewohner angelockt und nahmen freiwillig die Arbeit in Tula an, wohin sie kamen, um zu dienen.

»Eine andere Pyramide nimmt in Tula nach und nach Gestalt an«, bemerkte eines Tages Tatlé. »Die Leute von außerhalb geben uns eine Grundlage. Es fällt schwer, bekannte Gesichter zu treffen; unter so vielen fremden und andersartigen Leuten entdecke ich nicht mehr die ursprüngliche Gleichheit, so daß es mir schwer wird, sie mit der Brüderlichkeit zu lieben, wie du es befehlst, Quetzalcóatl.«

»Ich verstehe das, Tatlé, und denke, daß wir die große Menge ebenso wie die Pyramide werden formen und lenken müssen, da sonst Unordnung entsteht.«

Aber damals war Quetzalcóatl mehr an den Bahnen der Gestirne interessiert und unternahm in dieser Angelegenheit nichts weiter.

Einige Zeit danach trat ein großer Mangel an Männern

ein, die die großen Steine fortbewegen sollten; er fiel mit der Rückkehr von Handelstreibenden zusammen, die Topiltzin in die Länder der Chichimeken entsandt hatte. Es kehrten nur wenige wieder. Sie waren überfallen, ausgeraubt und getötet worden. Die Wilden verstanden den Handel nicht, noch wollten sie ihn. Bei den Tolteken löste die wiederholte Dreistigkeit der Chichimeken große Entrüstung aus. Und Topiltzin traf mit Quetzalcóatl zusammen.

»Dein Weg wird unfertig bleiben, wenn du dein Werk nicht in die Länder der Chichimeken trägst. Ihre natürliche Brutalität behindert unseren Handel. Sie wissen nichts und wollen nichts; weder geben sie, noch fordern sie. Es sind widrige, von den Dämonen besessene Leute, die die Ausbreitung Tulas hemmen.«

»Sie wollten mich nicht hören«, sagte Quetzalcóatl. »Sie verstehen nicht einmal zu hören.«

»Lehren wir sie es also«, sagte Topiltzin. »Es ist Zeit, daß sie deine Botschaft erfahren, die jetzt die Wahrheit; der Tolteken ist; es ist Zeit, daß sie den herrlichen Zwillings anbeten und ihm Tribut zollen; es ist Zeit, daß sie von ihrer Barbarei Kenntnis erhalten und wir sie daraus erlösen. Zeit, daß sie nicht mehr morden, damit unter ihnen die Eintracht herrscht, die der Schatten deines Baumes ist.«

»Ich überlege«, erwiderte Quetzalcóatl, »ob es recht und billig ist, daß wir sie mit Gewalt zu etwas führen wollen, wozu man sie anders nur schwerlich veranlassen könnte.«

»Es ist unsere Pflicht«, entgegnete Topiltzin. »Wir sind oben und müssen den unterweisen, der nicht versteht. Das ganze Anáhuac muß der Herrlichkeit des Zwillings ansichtig werden, ihr Tribut zollen und die Größe Tulas vermehren.«

»Zuzulassen, daß die Eintracht mit Gewalt hergestellt wird, fällt schwer«, versetzte Quetzalcóatl.

»Aber bedenke«, sagte Topiltzin, »daß Stärke nur der Stärke weicht und die Vernunft nichts vermag, wo es keine Bereitschaft gibt, sie zu hören. Nur mit deiner Stimme wolltest du gehen, und sie zerbrachen deinen Mund, wie sie den Gesang des Holzes zerbrachen, wie sie die Flöten zertrümmerten und unsere Gefährten erschlugen und jetzt die Expedition unserer Händler vernichtet haben. So werden sie in aller Zukunft fortfahren, wenn nicht eine starke Hand ihren wilden Büffellauf aufhält und sie in dem Land seßhaft macht, damit sie sich in wirkliche Menschen verwandeln und die Gaben des Lebens schätzen lernen, so daß sie es nicht mehr so kurz, flüchtig und stumpf verleben, wie sie es jetzt tun.«

»Aber«, wandte Quetzalcóatl schwach ein, »sie brauchen nichts von dem, was wir ihnen geben können.«

»Bevor du kamst, haben wir auch nichts benötigt, und jetzt könnten wir nicht leben, wenn wir es entbehren müßten.«

»Aber ihr habt darein eingewilligt«, sagte Quetzalcóatl.

»Wir werden sie lehren müssen, darein einzuwilligen. Es ist unsere Pflicht. Du hast uns die Pflicht gelehrt, zu geben und zu unterweisen.«

So kam es, daß Quetzalcóatl, von Topiltzin verführt, dem Feldzug gegen die Völker der Chichimeken zustimmte, die der Streitmacht der Tolteken unterlagen und, von ihr verschleppt, bei dem Bau der Pyramide dienten und in das Leben Tulas aufgenommen wurden.

»Du bist ihnen mit Sanftmut begegnet«, sagte stolz Topiltzin, der während der Zeit, da er die Heere der Toi-

teken anführte, an Macht stark zugenommen hatte; »aber sie kannten nur Gewalt. Jetzt sind wir wie der Sturmwind gekommen, und schon sind sie zahm, und wir bessern und lehren sie, Pyramiden zu bauen.«

Quetzalcóatl war verwirrt, und Tatl bemerkte es.

Aber die Pyramide machte rasche Fortschritte, und Quetzalcóatl studierte weiterhin den Himmel. Eines Tages hörte selbst Quetzalcóatl die Klagen der Lastträger, die unter der Peitsche zusammenbrachen, und wandte seine Augen von den Sternen ab und ging mit Tatl, der fast schon ein Mann war, auf den Wegen, die nach Tula führten, durch die Viertel, in denen die Leute wohnten, die von weither gekommen waren, und die Hütten, in denen die gefangenen Chichimeken hausten.

»Die Leute sterben jetzt vor Erschöpfung und Not«, bemerkte Tatl, »sie leiden und dulden, und ich glaube, sie wissen nicht einmal, warum.«

»Ja«, sagte Quetzalcóatl, »unsere Pyramide ist sehr gewachsen, und ihr großes Gewicht erdrückt bereits die, die unten sind. Dagegen wird man etwas tun müssen.«

Und er suchte Topiltzin auf.

Er traf ihn in Begleitung von einem großen Gefolge vornehmer Krieger und sagte zu ihm: »Topiltzin, hilf mir, ein Heilmittel zu finden! Ich bin Zeuge gewesen, daß von den Menschen, die von fern gekommen sind, viele an Erschöpfung sterben und andere große Not leiden.«

»Ja«, sagte Topiltzin. »Das ist der Preis, den man für den Bau der Pyramide zahlen muß! Aber nicht wir Tolteken sollen von den großen Gewichten erdrückt werden und sterben! Wir sind schon oben; wir haben uns aus dem Staub erhoben, in dem sie jetzt liegen!«

»Hoffentlich nimmt uns der Staub nicht die Sicht!« sagte

Quetzalcóatl, »eine Pyramide ist zu nichts nütze, wenn sie nur eine Anhäufung wäre und nicht so etwas wie Einklang und Plan enthielte. Die Berge werden immer höher sein, doch auf ihnen betet man den Schöpfer nicht an. Wir wollen den Zwilling in einer großen, aus unserer eigenen Kraft errichteten Höhe inthronisieren, bei der jeder Stein von der Hand des Menschen angefaßt worden ist, der damit seine gute Absicht bezeugt.«

»Aber, Quetzalcóatl, das sind schöne Worte! So redest du immer zu Tatl, dem Jungen. Du und er, ihr denkt und sagt beständig schöne Sachen. Mir obliegt es, die Menschen zu bewegen, und nicht mein Atem, sondern meine Fäuste haben das zuwege gebracht. Eine große Menschenmenge, Quetzalcóatl, ist wie ein großer Strom, mit dem du vergebens Zwiesprache pflegen wolltest. Man muß ihm sein Flußbett vorzeichnen, an dem er sich brechen wird, bis daß er in sanfter und geregelter Gestalt dahinfließt. Du hast mir gesagt, wohin du gehen willst, und ich, ich habe sie dahin geführt. Es sind einige gestorben; andere werden ohne Zweifel noch sterben. Viele leiden. Wir leiden; du selbst hast gelitten. Es ist das Gesetz, das jeden regiert.«

»Mich schreckt der Schmerz nicht, Topiltzin; mich schmerzt die Ungerechtigkeit. Diese Leute lebten für sich und waren uns fern, und jetzt leiden sie unsertwegen. Wir lassen ihnen nicht Gerechtigkeit widerfahren; wir geben ihnen nicht, was sie benötigen, und nehmen ihnen alles, was sie uns geben können.«

»Aber, Quetzalcóatl, du hast viele Stunden damit zugebracht, die Sterne zu studieren und mit deinen Fäden die Zeit ihres Umlaufs zu messen. Wir leben schon lange nicht mehr so einfach wie am ersten Tag. Alles wäre leicht, sogar die Gerechtigkeit, wenn wir so hätten bleiben können; aber wir sind nicht mehr einfach. Du selbst

hast unser Leben bereichert, und mit unserem Überfluß hörten wir auf, einfältig zu sein.«

»Ich wollte den Überfluß für alle; darum habe ich neue Handwerke gelehrt. Ich habe immer gewollt, daß unser Reichtum gemäß den vorhandenen Bedürfnissen verteilt werden sollte, und dich habe ich mit dieser Arbeit beauftragt.«

»Erschrick nicht, Quetzalcóatl, die Bedürfnisse sind verschieden. Als wir wenige waren, war es leicht, in der Einfachheit das zu finden, was uns alle gleich machte, wie es uns jetzt schwerfällt, da wir verschieden sind. Wir sind viele, und es ist unmöglich, das Richtige zu treffen, wie du es willst. Ich glaube, in diesen Augenblicken kommt es darauf an, daß einer befiehlt und andere gehorchen, damit die großen Dinge in dieser Welt verwirklicht werden.«

»Nein, Topiltzin, nein! Es genügt nicht zu befehlen; man muß es mit Gerechtigkeit tun; man muß jedem das Seine geben.«

»Sehr gut«, erwiderte Topiltzin, »dann muß man den Tolteken ihre Pyramide geben, die sie benötigen, um sich zu weihen und ihren Gang auf dieser Erde zu rechtfertigen, und die errichtet werden muß, wie du sie entworfen hast, um unsere und des Zwillings Größe zu bekräftigen.«

»Ich habe einen teuren Preis gezahlt«, dachte Quetzalcóatl. »Ich stimmte der gewaltsamen Eroberung der Chichimeken zu; aber ich kann nun, da ich mir dessen bewußt geworden bin, nicht dem Schmerz so vieler Völker zustimmen. Ich muß sie alle versammeln, um sie zu hören und meiner Verwirrung einen Ausweg zu finden. In Angelegenheiten, die alle angehen, genügt nicht die Erklärung eines einzelnen; man muß viele hören, um das Leiden aller zu lindern.«

»Wir braudien nicht alle zu hören, Quetzalcóatl. Wir Tolteken sind die Herren der Erde; wir sind es, die wissen, die befehlen. Warum darauf verzichten wollen?«

»Es sind Dinge, die für alle von Bedeutung sind. Sind wir nicht alle Menschen, auf dieselbe Weise geschaffen und gebildet?«

»Es werden schon alle Menschen sein; aber nicht alle sind Tolteken. Du hast dieses Volk gewählt, um bei ihm zu wohnen, hier nahmen wir dich auf, mit dir haben wir uns vergrößert und sind längst die besten, und wir werden es bleiben, solange unser Geschick es zuläßt. Wir befehlen bereits und haben keinen Grund, auf die Macht zu verzichten. Niemand sagt uns dafür gut, daß eine andre Gerechtigkeit besser als die unsre ist. Und wenn du von Gerechtigkeit sprichst, so fordere ich Gerechtigkeit für die Tolteken, da wir schon befehligen und wissen. Dies sind die Tatsachen, und darum dürfen wir auch nicht so behandelt werden wie die übrigen.«

»Es ist notwendig«, versetzte Quetzalcóatl, »um das Gute zu finden, das allen frommt.«

»Bedenke es wohl, Quetzalcóatl, ehe du dem Volk, das dich liebt, den Leuten, die dir Gefolgschaft geleistet, die an dich geglaubt und dich an ihre Brust genommen haben, zum ersten Mal Mißvergnügen bereitest. Denen, die dich lieben und die du liebst, die du unterwiesen hast und die dir noch in allem folgen.«

»Deine hoff artigen Worte, Topiltzin, versetzen mich in große Bestürzung. Sie erschrecken mich, weil ich fürchte, daß sie die Stimme eines reichgewordenen Volkes sind. Niemals bisher hatte ich dein Mißfallen bemerkt, nie gedacht, daß Wörter und Handlungen, sowie sie einmal von uns ausgegangen sind, durch die Welt laufen wie unsere Kinder, allein und fern von uns, um an Orte zu



gelangen, von denen wir keine Vorstellung haben. Wie fern dies alles meiner Absicht liegt! Es ist wahrlich schwer, eine Pyramide zu bauen. Aber, höre gut zu, Topiltzin! Jene Pyramide, die für den Zwilling errichtet wird, soll nicht auf Schmach gründen! Ich werde der Gerechtigkeit Genüge tun, indem ich eine neue Ordnung schaffe!«

»Diese Gerechtigkeit ist nicht die Gerechtigkeit der Tolteken, und wir werden nichts zulassen, nicht einmal von Quetzalcóatl selbst, was sich gegen Tula richtet«, schloß Topiltzin.

Quetzalcóatl versank in Gedanken, und Topiltzin zog sich mit den Häuptlingen zurück, die ihm auf die Schulter klopfen. Jener blieb allein, traurig und besorgt zurück. So fand ihn Tatlé, und er fragte ihn:

»Was beunruhigt dich, Vater Quetzalcóatl? Welcher Stern am Firmament bewegt sich nicht so, wie du es berechnet hast?«

»Es sind nicht die Sterne, die mich gegenwärtig beunruhigen, Tatlé; die Menschen sind es. Die strenge Schönheit der Gestirne hatte sie mich vergessen lassen. Sie ziehen eine feste Bahn, deren Gesetz sie befolgen und das wir nur erkennen müssen, um zu wissen, wie sie sich weiterhin bewegen werden; aber die Menschen richten ihr Verhalten nicht nach feststehenden Gesetzen aus. Ich kann mit meinen Schnüren und Zahlen nichts berechnen. Wir leben auf einem Stern, der eine regelmäßige Bahn durchläuft; aber die Menschen, die auf ihm steuern, verfahren ganz nach Lust und Laune. Jetzt wollen sie dies und morgen das. Heute schätzen sie gering, was sie gestern beunruhigte. Die einen lieben, und andere hassen; einige geben, und andere nehmen fort, und morgen ist es genau umgekehrt. Diese Welt schleppt bei all ihrer Regelmäßigkeit eine wirre Sphäre von Willkür mit sich.«

»Du hast recht«, stimmte Tatle zu. »Ich verstehe die Welt der Menschen nicht, obwohl ich selbst einer von ihnen bin. Häufig verstehe ich nicht einmal das, was in mir vorgeht. Alle hasse ich, und alle liebe ich. Es gibt Tage, an denen ich nicht ertrage, daß mich einer anspricht, und doch würde ich das Leben für jedweden hergeben. Ich versuche, mich ihnen irgendwie anzupassen, und in allem tritt ein Unterschied zutage.«

»Quäle dich nicht, Tatle, es ist die Jugend, die sich machtvoll in dir regt und dich nicht heiter sein läßt. Wir sind gleich, weil wir alle Brüder sind. Wir werden alle geboren und müssen alle sterben, gemäß dem Werk eines und desselben Schöpfers. Wir kämpfen alle, um zu überleben und besser zu sein. Und sag mir, Tatle, kannst du sagen, daß irgendwer ein größeres Anrecht als der andere hat, sein Leben zu fristen? Mir kommt es jetzt so vor, als ob ich, weil ich den Himmel erkundete und in den Dingen der Erde unterwies, den Baum vergessen habe, den ich auf dem Platz gepflanzt hatte. Ich habe ihn nicht gepflegt, und er hat den Tolteken keine Frucht gegeben. Der Überfluß hat sie anmaßend gemacht; die Übersättigung hoff artig; der Reichtum hart und unnachsichtig. Und ich habe dem zugestimmt! Ach, Tatle! Ich habe davon geträumt, Wege zu weisen, und weiß doch nicht zu führen; allenthalben strauchele ich und falle in alle Versuchungen. Nur du, in der Verwirrung deiner Jugend und meinem Leben nah, möchtest mich verstehen, obwohl dir Heiterkeit mangelt.«

»Du darfst so nicht reden, Quetzalcóatl. Weit hast du dieses Volk gebracht. Ich habe es wachsen und mächtig werden sehen zur gleichen Zeit, stets von deinen Worten, deinen Plänen und deinen Werken lernend, da ich heranwuchs und aufhörte, Kind zu sein.«

»Es ist leicht für mich, mit den Händen zu lehren, Dinge,

die die Erde und ihren Reichtum betreffen. Mein Verstand kann die Bewegung der Himmelskörper erfassen. Aber der menschliche Geist in all seiner Tiefe und Vielfalt verschließt sich meiner Fassungskraft, und ich verstehe wenig. Ich habe angenommen, es genüge, wenn man redet und predigt, und dabei nicht in Rechnung gestellt, daß die Worte bald vergessen werden. Ich habe nicht einmal durch mein Beispiel die natürliche Neigung zerstören können, die den Starken verleitet, seine Stärke zu nutzen und sich als Triumphator aufzuführen.«

»Ich fühle, Vater Quetzalcóatl, daß du recht hast, trotzdem habe ich viele Male mit Topiltzin diskutiert und auf seine Argumente nichts entgegnen können. Er fragt mich, und ich frage mich: Warum dürfen die Starken, weil sie stark sind, nicht die Größe der Erde genießen? Sie können ihr ihre Schätze entreißen. Warum sollen sie sie mit denen teilen, die nichts vermögen, mit den Alten, den Blöden oder den Kranken? Geschieht denn in der Natur nicht alles, wie es geschehen muß? Wie viele Unglückliche würden am Ende mit ihren beschränkten Kräften die Welt derer verseuchen, die schnellen Schritts vorankommen können! Topiltzin hat durch seine eigenen Verdienste große Macht erlangt. Er gebietet schon über die Tolteken, und sie gehorchen ihm, und nur dich befragt er in den wesentlichen Dingen, jenen, in denen er selbst Zweifel hegt. Warum hat der Schöpfer Starke und Schwache erschaffen?«

»Verstand fehlt dir nicht, Tatlé. Es ist eine schwerwiegende Frage, die nur auf der Waage des Verdienstes entschieden werden kann, das kein überzeugendes Argument, sondern ein Gefühl ist, das dein eigenes Herz bestärkt. Sag mir, wer hat mehr Verdienst, der Mächtige, der, seine Kraft mißbrauchend, den Schwachen ausplündert, oder jener, der wieder zurückgibt und nichts be-

hält, obwohl er es könnte, weil er es dem ersten wegnahm? Man verachtet den Schwachen, den Kranken, den Unfähigen. Wer will richten? Wenn der Mächtige nach seiner Kraft beurteilt, wird er später von einer stärkeren Macht beurteilt werden. Wir alle sind Menschen, und ein und dasselbe Licht, das Licht ihres Lebens und Wachens, wandert und leuchtet in die unserer eigenen Zeit verborgenen Winkel des Unendlichen. Auf dieses Licht kommt es an, und für alle, die leben, ist es angezündet. Was ist Stärke neben dem Gewissen? Nicht mehr als das Gewicht eines Steines, Tatl! Jedes Gewissen wacht über das Werk Gottes und beleuchtet es von einem Punkt aus, den niemand ersetzen kann. Zweifele nicht, halte fest an deiner Überzeugung zu dienen! Und denk daran, daß es verdienstvoller ist, deine Kraft zum Wohle derer anzuwenden, die leiden, als zu deinem eigenen Wohl!«

»Vielleicht ist es so, wie du sagst, Quetzalcóatl. Ich habe es nicht deutlich sagen können. Das Verdienst! Sonderbares Wort, das nur in der Welt der Menschen Sinn besitzt. Viele Male hast du mir davon gesprochen. Wohin geht das Verdienst, wenn wir uns verbrennen? Wird es wie Kopal, wie der Schmerz aufsteigen, um den Göttern Stärke zu geben? Ist es die Opfergabe, die die Unerschütterlichkeit des Schöpfers unterhält? Das Verdienst!«

»Ja, Tatl. Das Verdienst! Es ist die Waage, auf der das Beste des Universums gewogen wird; das Gleichgewicht aus Schuld und Unschuld, Liebe und Schmerz, Licht und Finsternis, die das eigene Verdienst stützen. Auf eben dieser Waage wiegen wir uns selbst, und das ist ihre letzte Bestimmung.«

»Eine Waage, die mein Fleisch und meine Seele verwundet, Quetzalcóatl, da es mir nicht gelingt, mich selbst zu wiegen!«

»Du wirst es schon lernen, Tatl! Und dann erlebst du eine der Genugtuungen, die dir mehr Schmerz bereiten müssen! Schau jetzt mich an, gebeugt von dem Gewicht der Pyramide, die ich aus Liebe zu Ce-Acatl und persönlicher Eitelkeit den Tolteken zugestand, um sie den Schrecken meiner Niederlage und den Schmerz und die Bestürzung über den Tod von Acatl vergessen zu lassen! Es ist ein schreckliches Denkmal meiner Hoffart, erbaut mit dem Schmerz und Blut der Elenden und Besiegten!

Aber ich werde Abhilfe schaffen!«

Der Bau der Pyramide war weit vorangeschritten, als Quetzalcóatl Topiltzin und die Häuptlinge zusammenrief und sie sich in seinem Hause nicht einstellten. Drei Tage rief er sie, und sie kamen nicht. Am vierten ging er sie zu suchen, und er fand sie in den Prunkgebäuden, die Topiltzin sich hatte erbauen lassen von der Hand der Chichimeken, die er zu seiner persönlichen Bedienung besaß.

»Warum habe ich die Augen von der Erde abgewandt, um auf den Lauf der Gestirne zu achten?« dachte Quetzalcóatl bei sich und sagte:

»Schön ist deine Wohnung, Topiltzin!«

»Von dir erlernte ich, sie zu bauen, Quetzalcóatl!«

»Ich habe das Haus des Herzens des Volkes errichtet, und es hat mich dahin geleitet, damit ich dort wohnte.«

»Ich habe mein eigenes Haus zu Erholung und Lust meines Herzens erbaut. Ich habe viele Kämpfe bestritten, und zahlreich sind meine Wunden; sollte ich dafür keine Ruhestatt haben?«

»Die Helden ruhen aus, Topiltzin! Du warst wohl

müde, als du meinem Ruf nicht folgtest!«

»Ich wollte dir Zeit lassen, Quetzalcóatl, damit du nachdenken könntest und ich dir keinen Anlaß gäbe, dich zu erzürnen. Ich habe mit meinen Gefährten über die Größe Tulas und deine eigenen Pläne gesprochen, und wir haben entschieden, daß die Größe Tulas schwerer wiegt als deine schönen Worte. In diesem Land bestimmen nur noch die Tolteken. Nur ihre Gesetze werden befolgt! Wir sind gekommen und werden hier bleiben. Wir wollen auf dem Gipfel bleiben wie das Eis auf den hohen Bergen des Anáhuac.«

»Noch habe ich nichts gesagt, und schon ist Hoff art in deinen Worten und Kraftverschwendung in deinen Gebärden. Zu lange kennen wir uns und marschieren wir zusammen, als daß jetzt die Eintracht zerbrechen könnte.«

»Nicht wir zerbrechen sie, Quetzalcóatl! Wir sind nach wie vor dieselben, die Tolteken, das Volk, welches du erwähltest, um das Anáhuac groß zu machen, und das jetzt nicht aufgeben wird, was es schon hat!«

»Aber *ich* habe es ihm gegeben! Es ist nur billig, daß ich jetzt für die übrigen bitte!«

»Da siehst du es, Quetzalcóatl, du hast dich geändert! Ich erkenne an und täte schlecht daran, wenn ich nicht anerkennen wollte, daß du uns beigebracht hast, was du wußtest. Du solltest deinem Werk nicht den Wert nehmen, indem du von uns eine Bezahlung verlangst, die wir nicht vereinbart haben. Waren wir es doch, die gelernt und geschafft und gelitten haben. Und nun bittest du uns, daß wir hergeben sollen, was unser ist, um die Wilden, die wir schon besiegt haben, stark zu machen. Daß wir unsere Kehlen an die Messer setzen, die wir ihnen selbst aushändigen. Daß wir den Reichtum Tulas unter allen Völkern des Anáhuac verteilen und wieder

von vorn, im Staub und ohne Sandalen, anfangen! Nein! Sollen sie doch anfangen, und du von neuem und mit ihnen, wenn du es so willst! Gib ihnen, was dein ist, nimm uns nicht, was uns gehört!«

»Schweig, Topiltzin! Sei nicht unverschämt! Ich habe noch nicht einmal reden können. Du hörst mir nicht zu, willst mir auch nicht zuhören und blickst mich an, als ob auch du mir auf den Mund schlagen wolltest! Ich fordere nur Gerechtigkeit für alle. Es tut mir weh, daß Tulas Größe sich auf fremden Schmerz gründen soll. Es tut mir weh, daß du in deiner Hoffart das Los der Menschen vergißt und sogar die Meinung verfichst, daß es Menschen gibt, die Not leiden, wo Überfluß herrscht und alles prahlt!«

»Du selbst hast es zusammen mit uns allen so gewollt, Quetzalcóatl! Dein Mitleid sollte jetzt nicht deine Vorsätze vergiften und dich dein auserwähltes Volk vergessen lassen.«

»Ich habe kein auserwähltes Volk, Topiltzin! Ich liebe die, welche zuerst gekommen, und liebe die, die zuletzt gekommen sind! Allen möchte ich gleich lohnen!«

»Quetzalcóatl verrät uns! Quetzalcóatl liebt die Chichimeken, die ihm den Mund zerbrochen haben! Quetzalcóatl liebt unsere Feinde! Quetzalcóatl verleugnet sein Volk! Quetzalcóatl ist verrückt, weil er so viel in die Sterne gesehen und keine Frau hat!«

»Schweig, Topiltzin!« – und er gab ihm mit dem Handrücken einen Schlag auf den Mund.

Es erfolgte ein zum Zerreißen gespanntes Schweigen. Quetzalcóatl verließ, von Zorn erfüllt, den Raum. Niemand folgte ihm. Alle scharten sich um Topiltzin und sagten beschwichtigend zu ihm: »Quetzalcóatl hat sich geändert! Er ist nicht mehr der Quetzalcóatl der Tolteken! Er gleicht vielmehr dem Pfeil der Chichimeken!«

Durch die Männer seines Gefolges ließ Quetzalcóatl die verschiedenen Völker am Fuß der großen Pyramide, die ihre große Masse schon in den Himmel reckte, zusammenrufen. Er machte sie darauf aufmerksam, daß man versuchen werde, seinen Schritt zu verhindern, und riet ihnen auf die eine oder andere Weise, seinen Namen rufend, so zahlreich wie möglich zu der vereinbarten Stunde am gleichen Tag, ehe die Sonne untergegangen war, zu erscheinen.

Dort stand er, feierlich und grimmig, umgeben von allen seinen Getreuen. Tatlé, bestürzt und vor Erregung zitternd, zu seiner Rechten.

Nach und nach waren viele gekommen; einige, verfolgt von ihren Wächtern, die sich still verhielten, als sie Quetzalcóatl erblickten; andere ganz heimlich und andere sogar in Begleitung von Tolteken, die noch nicht wußten, was vorgefallen war.

Sobald eine größere Anzahl versammelt war, hob Quetzalcóatl die Hände und sagte:

»Völker des Anáhuac! Quetzalcóatl will zum ganzen Lande sprechen und ihm seine Trauer, seinen Schmerz und seinen Gram mitteilen!

Ich treffe Leiden an, wohin ich Glück bringen wollte!  
Ich treffe Elend an, wohin ich Überfluß gebracht habe!  
Es gibt Abgründe von Haß und Feindseligkeit, wo ich in Eintracht bauen wollte.

Jetzt komme ich dahinter, und ich schreie meinen Protest hinaus!

Ich möchte allen sagen, daß ich allen gleichermaßen gehöre und daß, mit mir, dem ganzen Anáhuac der Reichtum gehört, den wir zusammengetragen haben und dessen Sinnbild die Pyramide ist, vor der wir versammelt sind!

Ich verfluche die Peitsche und den Hieb!



Ich verfluche die Ungerechtigkeit!

Ich verfluche das Elend!

Ich verkündige hiermit, daß ich diesem Land eine neue Ordnung erlassen werde, die alle beschirmen soll und für die ich auf die Mitwirkung und den guten Willen aller angewiesen bin.

Ich spreche insbesondere zu den Tolteken, die mir jetzt mit erschrockenen Ohren zuhören. Fürchtet nichts, wenn ihr gerecht seid; reicher noch werde ich euch machen, wenn ihr auch zu geben lernt. Die neue Ordnung wird besonders von den Tolteken verlangen, daß sie mich lieben, da es ohne sie schwierig sein wird, etwas in diesen Ländern zu errichten. Laßt uns aus allen Völkern ein einziges Volk machen, bestehend aus Brüdern, die ein und dasselbe Ziel verfolgen.

Quetzalcóatl wird das ganze Anáhuac ohne Unterschied der Völker in eine Welt des Überflusses und der Gerechtigkeit führen.

Geht und sagt es so auch denen, die nicht gekommen sind, und meldet allen, daß wir uns morgen, bei Sonnenaufgang und an diesem Ort, versammeln werden, um einen neuen Vertrag festzusetzen.«

Also sagte er, und danach erhob der Chichimeke, Maxtla mit Namen, schüchtern die Stimme und fragte:

»Mächtiger Quetzalcóatl, Herr der Tolteken, kann ich im Namen meines Volkes etwas sagen?«

»Rede«, sagte Quetzalcóatl.

»Gib uns die Freiheit und nicht den Überfluß! Fernab lebten wir in unseren Ländern mit uns selbst beschäftigt, und jetzt sind wir dieser grausamen Knechtschaft unterworfen.

Jahre bringen wir hier damit zu, Steine zu schleppen und Erde aufzuhäufen, um einen Berg für einen Gott zu errichten, der uns fremd ist! Hart ist unser Los, denn

wir haben genug gelernt, um zu bemerken, auf welcher niedrigen Stufe wir stehen und wie man uns gleich dem Staub mit Füßen tritt. Du befiehlst in Tula. Du hast deinen Heeren befohlen! Du hast die Gefangennahme befohlen! Du hast alles angeordnet! Ordne jetzt unsere Freiheit an! Wir wollen lieber in unsere Länder zurückkehren und dem Hirsch und dem Büffel nachsetzen als irgendeine Gerechtigkeit, die du uns verschaffst, oder ein Gut, das du uns reumütig geben wolltest.«

»Du hast recht«, unterbrach Quetzalcóatl. »Es ist meine Reue, die da redet und fordert, das Übel zu vergelten, das ich getan habe. Ich möchte Überfluß, Reichtum und ein gutes Leben geben, das die bittere Vergangenheit aufwiegt.«

»Uns interessiert weder dein Leben noch dein Reichtum. Wir wollen dieses Sklavendasein nicht, in dem die Tolteken leben, um sich zu verschaffen, was du gutes Leben nennst.«

»Ich werde euch Glück geben!« rief Quetzalcóatl. »Dann gib uns Freiheit! Wer kann sagen, was Glück ist? Wer bestimmt über das Glück, das wir wollen? Vielleicht gibst du das Urteil ab, von deinem Tragsessel aus, wie du lehrst, die Steine zu behauen, die unsere blutigen Rücken herangeschleppt haben? Wir wollen nicht das weichliche Leben der Tolteken! Wir wollen keine Teponaxtles! Weder Flöten noch den durchdringenden Geruch der in Pueblos eingeschlossenen Menschenmengen! Wir wollen selbst die Richter über unsere Glückseligkeit sein! Wir wollen das Glück des Pfeils fühlen, der in den Wind geschossen wurde, frei wie die Luft! Das ist es, was wir wollen, Quetzalcóatl, und nicht jenes Leben voller Blendwerke, mit denen die Tolteken ihre ursprüngliche Nacktheit bedecken! Gib uns Freiheit!«

»Es ist nicht möglich, daß so der Chichimeke denkt«, sagte Quetzalcóatl. »Hier werde ich euch Sicherheit, Wohlstand, Ruhe geben; ich würde euer Leben mit den Dingen schmücken, die es lebenswert machen. Dort stirbt der Chichimeke früh in seinem zügellosen Lauf hinter den wilden Tieren her, von denen er sich ernährt, wenn es ihm gelingt, sie zu erlegen, und er nicht von seinem Eifer zerrissen umkommt. Hier leben wir von der Erde, mit der Regelmäßigkeit der Jahreszeiten, in Erwartung ihrer Früchte.«

»Laß uns unseren eigenen Tod sterben! Kurz und roh ist unser Leben, aber unser! Schnell unser Tod, aber unser! Gib uns Freiheit, Geißel der Chichimeken! Gib uns Freiheit, daß wir niemals wieder von dir noch von deiner Gerechtigkeit noch von deiner Reue noch von diesen Pyramidenbauern hören!«

Quetzalcóatl wollte gerade antworten, als ein Trupp Krieger sie umstellte und die Kerntuppe über die Menge herfiel, sie schlagend und stoßend.

»An die Arbeit! Genug der Predigten und Vorwürfe!

Es gibt zu viel zu tun, als daß diese Unterhaltung zwischen dem Quetzalcóatl der Chichimeken und dem Rebell Maxtla weitergehen könnte!«

»Zurück, Tolteken-Krieger!« schrie Quetzalcóatl. »Besudelt eure Hände nicht mit dem Blut wehrloser und gefangener Menschen! Zurück! Zurück!« – und er versuchte sich durchzusetzen und mit den Leuten seines Gefolges den Riegel zu durchbrechen, was ihnen aber nicht gelang; sie wurden bis auf Tatle rasch überwältigt. Er entsprang und lief auf Maxtla zu, der schreckliche Schreie auszustoßen begann, welche die Eingeweide der Chichimeken umdrehten, Schreie wie Stimmen von Kojote und Jaguar, die den alten wilden Kampfinstinkt seiner Gefährten weckten.

»Auf in unser Land, Chichimeken! Auf! In den Kampf!  
Zu töten! Zu sterben, aber auf!«

Und er stürzte sich auf die Wache und schlug auf sie ein mit dem, was er zur Hand hatte, und wie er machten es seine Gefährten und auf seine Schreie hin die, welche nicht hatten kommen können.

Der ungleiche Kampf breitete sich aus. Viele Chichimeken wurden gefangengenommen und andere getötet. Aber die wilde Flucht von vielen anderen konnte nichts mehr aufhalten. Sie liefen, Freiheit rufend, aus der Stadt hinaus. Unter ihnen ging Tatlé; er stützte Maxtla, der verletzt war.

Die Tolteken-Krieger konnten, wenngleich sie bewaffnet waren, den Lauf nicht aufhalten, und bald kamen die Dämmerung und danach die Nacht denen zustatten, die in ständigem und unermüdlichem Laufschrift flohen. Die Schreie erschollen in der Nacht aus immer größerer Ferne.

In Tula kehrte wieder Ruhe ein. Die Wachen wurden verstärkt und Quetzalcoatl wurde ohne sein Gefolge, an seinen Tragsessel gefesselt, als Gefangener in einen der Säle im Hause des Herzens des Volkes überführt, wo er gefangen gehalten wurde.

Ein Jahr nach diesen Ereignissen, dreizehn, seitdem der Bau der Pyramide begonnen hatte, wurde er, gemäß Quetzalcóatls Plänen, abgeschlossen. Vier steinerne Giganten, die Ce-Acatl ähnelten, trugen das oberste Dach. Während dieses Jahrs gewöhnte sich das Volk der Tolteken an das Wunder, und mit großen Festlichkeiten wurde die Pyramide dem herrlichen Zwillingsbruder geweiht. Viele Quetzalvögel wurden der Schlange ge-

opfert, damit Quetzalcóatl wieder zur Vernunft käme und sein Volk wieder liebte. Ihre Federn wurden herbeigeschafft, um das Gefängnis zu schmücken. Und also wurde die große Pyramide der Tolteken erbaut. Zu dieser Zeit war aber ein Zwilling im Himmel und der andere Gefangener.

## Die Gefangenen

Er wurde in das Haus des Herzens des Volkes gebracht. Er gelangte zu Fuß dahin, verstört und traurig. Er hatte den Tragsessel zerbrochen und sich von den Fesseln befreit.

»Nichts soll mich binden außer Zeit und Wille der Tolteken. Zeit der Rebellion und Zeit, den Weg zu finden.«

Er wollte nicht, daß sie ihn trugen.

»Ich muß gehen, Cocomes«, sagte er zu seinen Leuten.

»Es ist an der Zeit, wieder barfuß zu gehen und den Staub zwischen den Zehen der Füße zu spüren. Ich gehe ins Gefängnis und möchte barfuß gehen, um das Ausmaß der Erde wieder zu erkennen. In dieses Haus bin ich schwer verwundet gekommen. Jetzt komme ich als Gefangener hin.« Und er legte das Obergewand ab, und warf es weit von sich.

Der Kreis von Kriegern, die ihn bewachten, Topiltzins ergebenste Männer, sahen niemanden an. Sie glichen düsteren Puppen.

Die älteste Frau unter den Cocomes hob das Gewand auf und eilte zu dem Haus, das auch schon von Kriegern umstellt war.

»Quetzalcóatl kommt als Gefangener!« rief sie den übrigen Frauen zu, die, als sie ihn, umgeben von der Wache, zu Fuß, unbeschuht, mit zerzaustem Bart und hängenden Armen aus der Ferne kommen sahen, zu weinen begannen.

»Unser Herr kommt als Gefangener?«

»Weinen wir«, sagte die Alte, »weinen wir alle miteinander! Quetzalcóatl kommt als Gefangener. Er wollte Richter sein, und sie haben ihn verurteilt! Unsre Stütze

kommt als Gefangener! Es sind Dinge vorgefallen, die ich nicht verstehe: die Völker gegen die Völker; das Volk gegen seinen Herrn; der Herr gegen alle. Ich habe Angst, Kinder! Ich habe Angst! Laßt uns um die Tolteken weinen! Weinen wir um Quetzalcóatl! Hier sind wir, gefangen von denen, die wir lieben. Weinen wir um alle; um das, was unbegreiflich ist, um die Flut, die über uns kommt, da alles still und ruhig war! Weinen wir, Töchter, um die Schreie Quetzalcóatls, die sein Volk nicht hörte. Weinen wir um den Schmerz der Tolteken! Erschrecken und Furcht. Erschrecken und Furcht hat die Tolteken erfaßt. Ihr Vater, ihr Weg, ihre Wahrheit sind in wütendem Aufruhr. Weinen wir um den Schmerz des Sohnes, der gegen den Vater kämpft. Weinen wir um die, welche recht haben, und um die, welche irren. Weinen wir, Cocomes, unser Herr kommt als Gefangener seines eigenen Volkes!«

Und alle weinten angstvoll und bestürzt.

Von Wehklagen empfangen, betrat er das Haus und wurde, getrennt von den Männern seines Gefolges, in einem der Zimmer eingeschlossen. Er blieb für sich. Lediglich der alten Frau und einem jungen Mädchen gestattete man den Zutritt, damit sie ihm Nahrung brächten und ihm aufwarteten.

So kam es, daß Quetzalcóatl in der Einsamkeit und in der Gefangenschaft die Welt der Frau entdeckte.

Tagelang sprach er nicht und aß er fast nichts.

Die beiden Frauen folgten ihm mit den Augen, wenn er, ohne zu ermüden, immer von einer Seite zur anderen ging, und das lange Zeit hindurch. Sie ahnten, wie er litt.

»Eßt! Eßt, mein Herr«, sagten sie zu ihm. »Sonst fehlt es an Nahrung, um den Leib am Leben zu erhalten. Eßt, auch wenn es nur wäre, damit euer Herz gestärkt

wird, das leidet! Speist euren Schmerz«, flehten sie ihn an. Und sie näherten die Speisen seinem Mund, und so, flehend, sahen sie sein Gesicht zum ersten Mal von nahem und standen lange Zeit still.

Die restliche Zeit, den größten Teil der Zeit, war er allein.

»Ich bin allein, wie damals, als ich geboren wurde, wie damals, als ich an den Strand kam. Allein, wie ich es sein werde, wenn ich scheiden muß. Es ist eine Gelegenheit, mich selbst zu suchen. Schon ist Acatl, mein Bruder, davongegangen. Schon hat mich Tatl, mein Sohn, verlassen.«

Und da er nach sich selber suchte, konnte er auch nicht Gott finden. Nur ein fürchterliches Schweigen, ein Schweigen ohne Grenzen, das ihn mit Schrecken erfüllte. Welch schrecklicher Richter ist das Schweigen in der Einsamkeit, wenn man mit sich selbst zerfallen ist! Und er verhielt sich ruhig, Stunden lang, schweigsam, suchte nicht einmal den Trost des Schmerzes, wählte nicht die Kasteiung. Ein fester Knoten fesselte sein Schweigen an seine Untätigkeit. Er geriet an die Grenze zur Folter; aber übertrat sie nicht. Und so blieb er, bis sich die sanfte Gegenwart der beiden Frauen, der alten und der jungen, einstellte, mit ihren sanften Bewegungen, ihren sanften Stimmen, ihren sanften Händen.

So vergingen einige Tage.

Eines Morgens drang, unerwartet, eine zahlreiche Schar von Häuptlingen in den Saal und brach das Schweigen, in dem er gefangen saß. Topiltzin war nicht unter ihnen.

Quetzalcóatl hatte sich auf der Schlafmatte aufgesetzt. Er erhob sich nicht und sah sie nicht. Sein Blick war abwesend. Er schaute in die Ferne.



Nach einem langen Schweigen trat Huémac vor.

»Quetzalcóatl«, sagte er. Und der Name schwang eine ganze Zeitlang in dem Saal. Mehr vermochte er nicht zu sagen. In allen war Kummer, Trauer und Beklommenheit.

Quetzalcóatl richtete sich langsam auf und sagte ganz sanft, als redete er zu den beiden Frauen:

»Was? Wollt ihr mich richten? Kommt ihr schon, um mich zu töten? Kommen die Tolteken als Richter Quetzalcóatls? Kommen sie als Henker in der Mitte eines Vormittags? Offenbar ist die Zeit gekommen, Urteile zu fällen. Hier bin ich, Tolteken. Allein euch gegenüber! Allein gegenüber meiner gescheiterten Mission. Entzwei wie ein am Fels zerschlagener Feuerstein. Meine Freiheit gebrochen. Mein Wille stillergeben, mit herabgesunkenen Händen, in der Betäubung meines Schweigens versunken. Was wollen die Tolteken von dem zerbrochenen Feuerstein? Sie werden ihn bestrafen, ihn zu Staub machen wollen! Natürlich! Die Züchtigung! Sie werden das Anáhuac unterrichten wollen, daß Tulas Würde mit der Züchtigung von Quetzalcóatl ihr Gleichgewicht gewahrt hat. Ach, Heiterkeit der Gerechtigkeit! Seelenfrieden des Gewissens! Der Bruder züchtigt den Bruder! Ach, die Srafe, Schmerz, fremd dem, mit dem der Richter das Volk berauscht! Was wollen die Tolteken von Quetzalcóatl? Wollen sie, daß er stirbt? Wollen sie, daß er leidet? Quetzalcóatl ist so traurig, daß er weder sterben noch leiden kann.«

Abermals trat ein langes, gramerfülltes Schweigen ein.

»Nein, Quetzalcóatl«, entgegnete Huémac, »die Tolteken können nicht deine Richter sein. Wir haben für dich weder Gesetz noch Strafe! Es ist nichts weiter geschehen, als daß du über uns hergefallen bist und uns zerbrochen hast! Tula ist stumm ohne deine Gegenwart!

Auch uns betäubt das Schweigen! Wir sind betroffen und entzweit! Kurzum, aus dem Grunde unserer zerrissenen Herzen wollen wir dir sagen, daß wir nicht wissen, was mit Quetzalcóatl geschehen soll, und daß wir kommen, damit du es entscheidest. Es gibt für diesen Rechtsstreit keinen anderen Richter. Quetzalcóatl. Was fängt das Volk der Tolteken mit dir an? Was muß Tula mit Quetzalcóatl tun? Wir wollen deine Antwort wissen, um zu erfahren, was Quetzalcóatl mit Tula macht! Warum hast du uns im Stich gelassen, Quetzalcóatl? Warum bist du wie ein Gott auf dein Volk herabgefallen? Warum hast du zerbrochen, was unmöglich wieder vereinigt werden kann? Was ist geschehen? Warum? Warum?«

»Du fragst mich, Huémac! Ich weiß es fast selber nicht! Es ist eine Art Flamme, die ich inwendig trage. Es gibt Tage, an denen mein Herz in Liebe zu meinen Brüdern, zu allen Menschen entbrennt und ich allen geben möchte. Ich fühle dann die schreckliche Stärke meiner Bestimmung, die Kraft des Säckmanns, doch dann erschlaft mein Wille und er geht mir auf allen Wegen ab! Er geht und kommt wie die Welle auf den Strand, und er verzehrt mich, und versehrt mich, und macht mich beinahe kalt! Es gibt dagegen Tage, an denen sich mir das Herz in der kalten Unermeßlichkeit des Teuhtlampa vereist und ich mich in mir selbst zusammendränge. Ich fühle meine Bedeutungslosigkeit und die Nichtigkeit meiner Handlungen; dann flackern nur die tausende von Augen am Firmament und scheinen allein bedeutend. Und ich lasse die Erde und entferne mich von ihren Schmerzen, die mir wie Sandkörnchen vorkommen, die in der Gewaltigkeit des Universums nur wenig zählen. Und so ergeht es mir, bis ich eine Träne sehe, die so leuchtet wie ein Stern, und meine Seele sich wie-

der entflammt und ich nach allen Seiten über die Ufer trete. Ich bin ein Führer, der fortgeht und sich verliert; der wiederkehrt und strauchelt. Ich bin die Geißel des Anáhuac. Darum, Tolteken! Darum!«

»Also«, sagten sie. »Was machen wir mit Quetzalcóatl?«

»Ja«, sagte Huémac, »du machst uns sehr zu schaffen!«

Und er fügte hinzu: »Aber du hältst uns auch auf! Wir sind wie gelähmt! Tula weiß nicht was tun!«

»Ich weiß wohl, was mit diesem Körper voller Ängste und Stürme zu tun ist! Ich weiß wohl, was mit mir tun! Verflucht sei Quetzalcóatl! Zu unglücklicher Zeit kam er zum Anáhuac mit seiner Welt der Sünde und Reue, mit seinen Händen voller Versuchungen und seinem Busen voller Liebe! Verflucht sei der Zwillingsbruder, der sich nicht in den Scheiterhaufen gestürzt hat! Ich weiß wohl, was tun mit mir! Aber ich sage euch, sterben will ich auf keinen Fall. Hier werde ich bleiben, in meiner Einsamkeit, von allen abgesondert, bis die Stunde meines Todes eintrifft. Hier werde ich mich einschließen, Tolteken! Aber ich sage eines: ich will leben. Ich möchte weiter meine Hände sehen, auch wenn sie geballt sind. Ich möchte weiter leben, auch wenn nur Einsamkeit mein Teil ist. Ich möchte weiter jemand sein. Ich möchte die Erde noch unter mir spüren und meine Füße nackt auf sie setzen und spüren, wie mein Bart sich mit den Sternen verflucht! Ich will weiter in der Mitte aller Dinge stehen. Dies will ich, Tolteken! Aber ich werde diesem Volk, das ich liebe, nicht mehr Kummer bereiten! Hier werde ich für mich bleiben. Ich werde nicht von hier weggehen. Die Tolteken werden endlich nach eigenem Ratschluß verfahren. Dies ist mein Urteil, Huémac. Dies ist meine Entscheidung. Jetzt geht und sagt Topiltzin, daß er von Quetzalcóatl nichts fürchten solle; daß es nicht nötig ist, die Schlange zu

erschlagen noch Quetzalcóatl zu töten; daß ich hier abgeschieden und allein sein werde. Eines Tages wird das Volk der Tolteken etwas anderes zu verhandeln haben, und dann kann Quetzalcóatl vielleicht das geben, worum sie bitten, und nicht das, was seine eigene Hofart ihm anrät!«

»Also sei es«, sagten die Häuptlinge. »Tula billigt den Urteilsspruch! Quetzalcóatl wird in Haft und allein bleiben, bis die Stunde seines Todes eintrifft!«

Sie ließen es Topiltzin wissen, der den Urteilsspruch auch billigte, obgleich er beunruhigt war, da er bereits gespürt hatte, daß viele seiner Gefährten an die Macht wollten.

Quetzalcóatl blieb allein, bis die Nacht kam, da ihn die beiden Frauen besuchten.

»Warum ist mein Herr Quetzalcóatl froh?« fragte Cihuatl, das Mädchen. »Noch nie sah ich in seinen Augen das Lächeln leuchten, seitdem er gefangengenommen worden ist.«

»Ich lache, weil ich schon mein eigener Richter gewesen bin und meinen eigenen Urteilsspruch gefällt habe! Weil ich darin einen Weg gefunden habe, der nirgendwohin führt!«

Das Herz Cihuatls füllte sich mit Freude, und auch sie lachte, und mit ihr die Alte.

»Ihr sollt lachen und auch singen«, sagte Quetzalcóatl.

»Singt Gesänge dieses Landes, das ich so sehr liebe.

Singt, weil Quetzalcóatl bereits gerichtet wurde!«

»Und wie lautete der Urteilsspruch?« fragte beklommen die Alte, indes Cihuatl das Lied, das sie begonnen hatte, unterbrach.

»Ich werde hier gefangen, für mich allein bleiben. Lediglich ihr oder andere wie ihr werden mir Lebensunterhalt und Aufwartung entgegenbringen.«

»Wir werden es sein«, sagte heftig und bestimmt Cihuatl.

»Und wie lange wird mein Herr gefangen sein?« fragte die Alte.

»Bis die Stunde meines Todes eintritt!«

»Der Tod! Der Tod! Immer der Tod«, sagte die Alte mit sehr leiser Stimme. »Immer umkreist er uns, wie ein hungriger Kojote! Immer blickt er uns mit seinen leeren Augen an, seinem Kahlkopf und seinem Gelächter!«

»Aber mein Herr kann nicht sterben«, sagte Cihuatl, »er ist anders! Ich kann mir nicht vorstellen, daß er sterben könnte, ich glaube nicht, daß er einen Totenkopf hat. Sehr schön ist mein Herr! Er wird nicht sterben! Der Spruch wird nicht vollstreckt werden!«

»Nein, Cihuatl, alles vergeht. Auch Quetzalcóatl wird an seinen Ort gelangen, er kann und darf nicht unsterblich sein!«

»Aber mein Herr ist ein Gott, von fernher gekommen!«

»Nein, Cihuatl! Ich bin kein Gott! Ich bin ein sterblicher Mensch. Sieh dir meine Hand aus der Nähe an, sie ist die Hand eines Menschen, der in einer Wetternacht gekommen, der oft gefallen ist und der am Ende seiner Zeit scheiden wird.« Und geraume Zeit nahm Cihuatl sanft die Hand Quetzalcóatls und legte sie mit Tränen in den Augen sich auf ihre Stirn, ohne sie loszulassen.

»Mein Herr ist ein Gott, und er wird nicht sterben!«

»Sterben! Sterben! Ein sonderbares Ding, wenn ich es so bedenke, jetzt, da alles in meinem Wesen pulsiert, sogar die seltene Genugtuung, gerichtet worden zu sein.«

»Und wie ist der Tod?« fragte Cihuatl.

»Ich habe ihn erfahren wie ein graues Sausen«, erwiderte Quetzalcóatl.

»Und danach«, fuhr Cihuatl fort, »werden wir danach noch sein, was wir sind?«

»Ich weiß nicht, Cihuatl! Ich weiß es nicht! Dies ist der Zweifel, der mich immer abgehalten hat zu sterben. Werde ich der sein, der ich bin? Wirst du die sein, die du jetzt bist? Sage mir, Cihuatl, was du denkst?«

»Man hat mich gelehrt, daß ich, wenn ich in Kindsnöten sterbe, an einen schönen Ort voller Wonnen gelange, in Begleitung meiner Kinder.«

»Wenn du stirbst. Aber wenn du lebst? Und die Leitung? Ist es der Tod, der die Auferstehung gibt? Ist es das Leben? Eine sonderbare Welt wurde auf dieser Erde errichtet, in der der Tod und nicht das Leben, wie ich glaube, das zukünftige Schicksal bestimmt. Wenn der Soldat hier in der Schlacht fällt, wenn er voller Wunden stirbt, so geht er, gleichgültig, wie er gelebt hat, an einen Ort der Wonnen. Und das Leben, Cihuatl! Und das von Erinnerungen erfüllte Leben, voller Augenblicke, gelebt im Guten und im Bösen. Bedeutet es nichts? Der Tod, einzig der Tod?«

»Ich denke, daß es sehr wichtig ist, zu sterben«, sagte Cihuatl. »Bedeutender sogar als die Geburt, bei der uns unsere Mutter hilft und beschirmt. Sie leidet, und wir frieren nur; aber ich bin nicht verlassen. Im Tode, mein Herr, sind wir allein.«

»Allein, du sagst es wohl, allein. Allein in der Mitte aller Dinge. Vielleicht am Ende von alledem, was wir sind. Ich zweifle, und deshalb sterbe ich nicht.«

»Der Tod ist nur ein alter, hungriger Kojote, der sich in vielerlei verwandelt«, redete die Alte, »ein alter, räudiger Kojote, den ich mit Vergnügen töten würde!«

»Den Tod töten! Das wäre sonderbar! Und wozu?« fragte Quetzalcóatl.

»Damit ich nicht mehr sterbe«, sagte die Alte. »Ich bin wie du, auch ich möchte nicht sterben!«

»Eines Tages wirst du nicht mehr leben wollen. Eines Tages werde ich nicht mehr leben wollen. Bis dahin wollen wir deinen Kojoten leben lassen.«

»Ich werde immer leben wollen«, schloß die Alte.

»Und du, Cihuatl?« fragte Quetzalcóatl.

»Ich will leben, solange mein Herr lebt! Wenn du, wie du sagst, sterben solltest, würde auch ich sterben. Aber Quetzalcóatl wird nicht sterben, nicht wahr?«

»Doch, Cihuatl, Quetzalcóatl wird sterben.«

»Dann würde ich dich gern unsterblich machen«, sagte Cihuatl zu ihm.

Und die drei fielen in Schweigen.

Die Alte stand sinnend und sagte nach einer Weile:

»Und warum machst du ihn nicht unsterblich?«

»Ich? Und wie?«

»Schenke ihm Söhne«, sagte sie und erhob sich, um sie allein zu lassen.

So kam es, daß Quetzalcóatl in der Nacht des Tages, an dem sein Urteil gesprochen worden war, in Versuchung fiel, sich unsterblich zu machen, und die innigste Wahrheit des Omeyocan begriff, den Ort Zwei, an dem alles doppelt ist, um eins sein zu können und sich zwiefach zu wissen.

Damals erhielt er eine Ahnung davon, daß in seinem Inneren ganze Universen wogten, die in den Finsternissen seiner Eingeweide wechselten und sich in einen Sturm mit Licht und Blitz verwandelten, gerade in der Mitte des Universums, wenn das eine stirbt und lebt, genau im Zentrum aller Sternnebel.

Von Cihuatl hatte er zwei Kinder, einen Knaben und

ein Mädchen. Bei des Mädchens Geburt starb die Mutter.

Tatle war der andere Gefangene.

Er schritt mit den Chichimeken tief in die Nacht hinein, als die Schreie längst verstummt waren und man nur das Klopfen der Fersen und das Keuchen der Atemzüge in dem allgemeinen Laufen hörte, das bis zum Aufgang der Sonne dauerte, als alle anhielten, da Maxtla verschiedene Male gefallen war und im Sterben lag. »Maxtla stirbt!« schrie keuchend Tatle. »Laßt uns anhalten, um ihm zu helfen!«

Ermutigt durch ihre Freiheit, in der Stille der von Nebel erfüllten Ebene, die Füße feucht vom Tau, wurden sie gewahr, daß sie Halt machen konnten. Und sie sahen das aschfarbene und vom Tod gezeichnete Antlitz Maxtlas, der viel Blut verloren hatte. Bei dem plötzlichen Stillstand, während das Herz in den Schläfen pochte, schien der Llano mit der steigenden Sonne nach allen Horizonten hin zu fliehen.

»Er wird bald sterben«, sagten viele. »Er braucht keine Hilfe, er stirbt allein. Gehen wir! Gehen wir!« – und sie trafen Anstalten, um weiter zu laufen.

»Wir können nicht fortgehen und ihn hier wie ein Tier im Todeskampf liegen lassen«, widersprach Tatle. »Er war es, der gefragt hat, er war es, der zum Ausbruch ermutigte! Wir müssen ihm helfen!«

»Wir können uns nicht aufhalten! Sie kommen hinter uns her! Wir müssen noch an diesem Tag zur Sierra gelangen«, sagten viele.

»Laßt uns eine Bahre für ihn machen und ihn darauf mitnehmen«, schlug Tatle vor.



»Wir könnten nicht schnell vorankommen. Sie würden uns alle einholen. Er wird sterben. Er ist schon aschfarben. Laßt uns gehen! Laßt uns gehen«, drängten viele. »Aber er war es, der euch geleitet, der euch geführt hat! Ihr könnt ihn nicht mitten im Llano liegen lassen, wo die Geier ihn fressen!«

»Er war bloß die Stimme der Chichimeken. Wir denken alle dasselbe, und jedweder konnte es sagen. Wir wollten fort. Die Chichimeken haben keine Führer. Alle sind wir frei! Er ist frei. Es ist bei den Chichimeken nicht üblich, Sterbende mitzuschleppen. Er ist frei und wird sterben. Gehen wir! Gehen wir!«

Und alle liefen fort, außer Tatlé, der vor Kälte und Erschöpfung zitterte, und einem Sohne Maxtlas, der so alt wie Tatlé und geblieben war, um seinem Vater im Tode beizustehen.

Die Chichimeken setzten ihren schweigsamen Lauf mit dem unermüdlichen Trott fort, der bald, während sich die Gestalten in dem Hitznebel des Morgens verloren, aufhörte, den Boden zu erschüttern.

Ein Schweigen dicht wie der Nebel deckte die drei zu, die im taunassen Gras zurückblieben. Nur der hastige Atem des Verwundeten störte es.

Weder Tatlé noch der Junge wußten, was sie hätten tun können, außer darauf zu warten, daß der Tod kam. Sie machten es ihm bequem und legten ihm Krauter unter den Kopf. Sie wuschen die Wunden mit den taufeuchten Krautern aus und hofften, daß die Sonne ihn erwärmen würde.

»Was können wir tun, Tatlé?«

»Nichts, Bruder, nichts! Ihn nicht allein lassen. Damit er weiß, daß wir in der Stunde seines Todes bei ihm sind, daß wir seinen letzten Atemzug aufsammeln und danach weiterleben werden. So lange werden wir bleiben

und die Geier abschrecken, damit sie nicht vor der Zeit seine Augen fressen. Nur dies können wir tun!«

In der Ferne, auf einem Hügelrücken, sah man noch die Flucht der Chichimeken.

Und sie kauerten nieder und sahen ihn sterben.

Sobald es Morgen war, begann die Sonne zu sengen, und der Verwundete erwachte und verlangte nach Wasser. Sie konnten ihm nichts geben. Es gab in der ganzen Ebene kein Wasser, und auch wenn es welches gegeben hätte, so hätten sie doch nichts gehabt, um es heranzuschaffen.

Er verlangte nach Wasser, bis sein Mund anschwell.

Neben ihm kniend, hörten und sahen sie ihn sterben. Nur dann und wann erschreckten ihn die Fliegen, die in der Stille des Llano brummten.

Die Geier kreisten in der Höhe und stiegen noch nicht herab.

Sie würden nie erfahren, ob Maxtla bemerkt hatte, daß sie ihm zur Stunde seines Todes das Geleit gaben. Es kam die Nacht und die Kälte der Ebene. Sie drängten sich dicht an die Seiten des Verwundeten, um ihn vor der Kälte zu schützen.

Er starb in der Morgendämmerung, als sie schliefen. Sie wußten nicht die Stunde seines Todes. Im Licht des neuen Tages gewahrten sie, daß er schon steif und von Tau durchnäßt war wie die Gräser.

Sie liefen davon, um Wasser für sich selbst zu suchen, bevor die Geier kamen.

Dabei wurde Tatlé, wiederum vom Lauf erschöpft, den vom Tau durchnäßten Tod vor Augen, sich bewußt, daß er vor Quetzalcóatl floh, und er fing an zu weinen, weil er ihn innig liebte. Er trottete vor dem anderen Jungen her, und seine Tränen näßten seine Wangen. Niemand außer ihm selbst merkte, daß er weinte, wie niemand

von dem Wasser weiß, das aus den hohen Bergspitzen der Gebirge austritt.

Um vor Quetzalcóatl zu fliehen, was beinahe war, wie vor sich selber zu fliehen, vor dem Schmerz seiner von den beiden Hälften geforderten Jugend, entlief er in die Welt der elementaren Freiheit, in welcher er gefangen blieb, als Gefangener seiner selbst, seiner eigenen Einsamkeit.

Er lernte die reißende Marter des Hungers und des Dursts kennen; den ängstlichen Lauf hinter der Beute her oder flüchtend vor der Gefahr. Einsamkeit und Furcht. Einsamkeit und Furcht, die nicht Zeit zum Denken lassen. Nur für Erschöpfung, Schmerz oder Kälte. In einer Nacht, nach dem sehr anstrengenden Lauf hinter einem kleinen Hirsch her, den sie am Ende eingeholt und verzehrt hatten, sprach er mit dem Jungen, mit dem zusammen er jagte, über Dinge, die nicht den täglichen Lebensunterhalt betrafen. Sie hatten sich satt gegessen und waren ausgeruht.

»Warum bist du mit uns gegangen?« fragte ihn der Junge, »obwohl du es nicht nötig hattest, zu fliehen?«

»Ich wollte leben wie die Chichimeken. Dein Vater sprach so leidenschaftlich von der Freiheit, und ich sah, wie schwach ihr wart, daß ich mit den Chichimeken gehen wollte. Aber ich finde sie nicht.«

»Weil es keine Chichimeken gibt«, sagte der Junge; »wir sind nicht ›die‹, wir sind jeder einzelne ›einer‹. Wir tun uns zusammen, und wir zerstreuen uns. Wir paaren uns und trennen uns. Wir sind wie die Luft, die sich verbreitet, wie der Pfeil, der seinen einsamen Weg zieht, auch wenn er mit anderen in den Köcher geht. Wir haben weder Häuptlinge noch Anführer noch Priester. Ich glaube, du hast dir gedacht, die Chichimeken führen zu können, wie dein Herr die Tolteken geführt hat.«

»Vielleicht ja, vielleicht wollte ich das. Ich sah, wie schwach und verfolgt sie waren. Vielleicht wollte ich sie lenken. Jetzt wird mir klar, daß die Freiheit, die wirklich Freiheit ist, sich nicht lenken läßt; man geht einfach fort. Die Chichimeken sind fortgegangen, und die, welche nicht tot sind, sind nun frei.«

»So ist es«, sagte der Junge. »Jetzt bist auch du frei, weil du nicht einmal Häuptling bist.«

»Ja«, schloß Tatlé. »Jetzt bin ich frei!«

Am folgenden Tag stürzte er über ein Steilufer hinunter und brach sich ein Bein. Der Junge drang zu ihm auf den Grund der Schlucht vor und wartete, bis er die Besinnung wiedererlangte.

»Du hast das Bein gebrochen«, sagte er zu ihm. »Du wirst nicht laufen können, du wirst nicht jagen können!«

»Hilf mir«, flehte Tatlé.

»Ich weiß nicht, wie. Ich wollte auch meinem Vater helfen und wußte nicht einmal die Stunde seines Todes. Ich gehe fort!«

Und er ging und ließ Tatlé allein zurück.

»Jetzt bin ich wirklich frei«, sagte dieser. »Aber ich werde nicht sterben. Am wenigsten allein. Ich will nicht sterben.« Und er strengte sich an, um zu leben. Er suchte wieder die Gesellschaft von seinesgleichen, aber er wollte nicht mit einem verkrüppelten Bein nach Tula zurückkehren. Und indem er sich von Tal zu Tal, von Entbehrung zu Entbehrung schleppte, von Krautern und Wurzeln ernährte, gelangte er nach langer Zeit zu den Höhlen, in denen die Priester wohnten, die Tula in der Hoffnung auf Rückkehr verlassen hatten. Und unter ihnen verlor er abermals die Freiheit und wurde wieder zum Gefangenen der menschlichen Gesellschaft. Auf dem Weg dorthin hatte er die Halluzinationskraft

des Peyotl<sup>12</sup> und anderer Krauter entdeckt, die er in der Verzweiflung des Hungers und des Durstes essen mußte. Da erschloß sich ihm die vielfarbige und phantasmagorische Welt der innersten Einsamkeit seines Geistes, der durch das pflanzliche Rauschmittel bis zum Überschwang befreit worden war. In seinem Innern entstanden so fugenlose Universen voller Federn und Schlangen, und er lehrte ihren Gebrauch jene, die ihn aufnahmen und deshalb vor ihm Achtung hatten. Sie nannten ihn seitdem den Hinkenden mit den Halluzinationen.

## KAPITEL VII

# Die Dürre

Ein Jahr nach Beginn der Gefangenschaft Quetzalcóatl setzte eine schreckliche Dürre ein, die sieben Jahre dauern und die Erde des Anáhuac austrocknen sollte. Damals trat Quetzalcóatl seine Gefangenschaft an, und er begann, seine eigene Saat auszusäen.

Die ältere Frau ließ es sich nicht nehmen, voller Stolz kund zu tun:

»Unser Herr Quetzalcóatl, der gefangen ist, hat seinen Samen in den Leib einer unserer Jungfrauen gesenkt!

Endlich wird das Anáhuac Söhne aus dem Blute Quetzalcóatls kennen lernen, endlich wird sich Quetzalcóatl in unserer Rasse unsterblich machen.« – Und alle Cocomes gerieten in große Erregung und hielten in der Zurückgezogenheit des Hauses des Herzens des Volkes große Feste ab.

Cihuatl wurde beiseite geführt und mit großer Rücksicht behandelt.

Wenn sie außer Haus ging und durch den Ort wandelte, berührten die schwangeren Frauen ihren Leib und überschütteten sie mit Segenswünschen.

Topiltzin wurde unruhig.

»Quetzalcóatl hat sich eine Frau genommen«, sagte er.

»Jetzt wird er in dem Land Wurzeln fassen. Er hat eine unserer Jungfrauen geschwächt. Quetzalcóatl will nicht sterben. Mehr denn je wird er jetzt leben wollen: wir werden mehr Probleme haben und nicht wissen, was tun mit seiner Brut. Sie werden als Jaguare zur Welt kommen und die Tolteken verschlingen wollen. Töten wir sie rechtzeitig!«

»Nur der Groll läßt dich so denken«, antwortete ihm

Huémac. »Im Gegenteil, jetzt gibt Quetzalcóatl den Tolteken auf den Wegen der Liebe und nicht im Schmerz sein Blut. Jetzt werden wir uns mit ihm, mit seinem Werk wirklich verbrüdern, und zwar in leibhaftigen Kindern, die eine unserer Frauen gebären wird, unter eigenen Schmerzen. Jetzt wird Quetzalcóatl wirklich unser sein, wahrlich dieser Erde gehören, die seine Ernte einbringen wird. Wir werden Quetzalcóatl zurückgewinnen. Wir werden seine Kinder nicht töten, weil auch sie unser sind, wie er selbst es wieder sein wird.«

»Wir brauchen ihn nicht mehr«, sagte Topiltzin. »Wir wissen längst alles und sind weiter gelangt als er, der sich niemals aus dem Nebel seines Mitleids löste, immer an die anderen dachte und nicht nur an uns, wie wir es wollen.«

»Er wird schon einen Grund haben und mit seiner Väterlichkeit uns etwas lehren wollen«, sagte Huémac.

»Nichts kann uns der trockne Baum Quetzalcóatls mehr lehren«, sagte Topiltzin.

»Jetzt trägt er für uns Triebe. Ce-Acatl wird zufrieden sein; es entstehen neue Federn für das Anáhuac. Neue Bande der Vereinigung mit den Tolteken werden die Kinder Quetzalcóatls sein. Er zerriß die alten; jetzt knüpft er sie erneut. Wir verdanken Quetzalcóatl viel, und Tula darf noch mehr erhoffen.«

»Wir hätten ihn töten sollen, bevor er Kinder bekam«, murmelte Topiltzin. »Sie werden weder das eine noch das andere sein. Sie werden mehr Unfrieden stiften als die Seele des armen Tatlé, der so voller Verwirrung, immer so voller Worte, immer auf der Suche nach Dingen ist, die er nicht findet. Ich glaube, wir müssen die Kinder Quetzalcóatls töten.«

»Nein«, protestierte Huémac, »sie sind auch Tolteken,

und wir Tolteken opfern nicht mehr. Dies war der erste Vertrag mit Quetzalcoatl.«

»Es wäre kein Opfer«, sagte Topiltzin, »es wäre eine einfache Vorsichtsmaßnahme.«

»Doch, es wäre ein Opfer, das deiner Furcht und deinem Groll gebracht wird; du bist durcheinander, Topiltzin. Du liebtest Quetzalcoatl. Du bist ihm gefolgt. Du hast ihn vor den Chichimeken gerettet. Und plötzlich, als du anfingst, an der Macht, die wir dir gaben, Geschmack zu finden, hast du auch begonnen, ihn zu hassen. In deinem Innern ist etwas vorgegangen, das du selbst nicht verstehst. Du bist auch ein wenig wie Tatlé, im inneren Widerstreit mit dir selbst!«

»Ich hasse ihn nicht, ich brauche ihn nicht mehr und weiß sehr wohl, was ich will, und ich bin nicht wie Tatlé, dies düstere Kind. Ich bin ein Mann, der Tulas Macht weit, bis zu den beiden Meeren, tragen möchte. Tula ist zu Großem berufen. Ich will die Tolteken größer machen.«

»Dasselbe wollte Quetzalcoatl!«

»Das stimmt nicht«, sagte Topiltzin. »Quetzalcoatl liebt die Tolteken nicht, Quetzalcoatl liebt die Menschen, und die Menschen gibt es nicht! Es gibt Tolteken oder Chichimeken; die Baumeister oder die Wilden; aber es gibt keine Menschen. Für etwas, das nicht existiert, kann man nichts tun. Worte, bloße Vorstellungen. Die Menschen! Eine Lüge im Munde Quetzalcóatl's, der Schutzschild eines Mitleids, das Tula gehindert hat, weiter zu gelangen. Du hast ja gesehen, was mit den Chichimeken geschah, welche Quetzalcoatl lenken wollte: sie entliefen in die Freiheit und zerstörten die Ordnung Tulas!«

»Ich glaube«, sagte Huémac, »daß Quetzalcoatl die Chichimeken nur zu Tolteken hatte machen wollen, so wie er die Tolteken zu seinen Söhnen machen will. Viel-



leicht gibt es keine Menschen, wie du sagst; aber es kann Tolteken geben. Vielleicht kommt der Tag, an dem wir alle Tolteken sind und einer und derselben Rasse angehören. Ich glaube, dies ist es, was Quetzalcóatl möchte.«

»Und auch du hast es mit den Worten! Es ist der Einfluß Quetzalcóatls, lauter Worte und noch mehr Worte. Er wird aus seinem Blut geborene Kinder haben! Doch wieviele aus seinem Wort geborene Kinder hat er gehabt?!«

»Vielleicht sind es Worte, Topiltzin, aber du hast Angst vor ihnen. Du hast Angst vor Quetzalcóatl. Alle seine Kinder erschrecken dich. Ich glaube, du hast sogar vor mir Angst! Was fürchtest du, Topiltzin?«

»Nichts fürchte ich, Huémac, und am allerwenigsten dich!«

»Dann laßt uns alle, Kinder Quetzalcóatls, in Frieden, die seines Wortes, die seines Blutes! Und laß auch dich selbst in Ruhe, der du der Sohn seiner Taten bist!«

»Ich bin niemandes Sohn! Ich bin ein Sohn dieses Landes, und ich lasse niemanden in Ruhe! Ich glaube, wir dürfen nicht zulassen, daß die Kinder Quetzalcóatls überhaupt zur Welt kommen.«

Aber alle Häuptlinge widersetzten sich ihm, und Topiltzin mußte sich damit begnügen, daß auch Cihuatl gefangen gehalten wurde und das Volk die Kinder Quetzalcóatls nicht kennenlernen sollte, bis man wüßte, wie sie wären.

Auf diese Weise konnte das erste zur Welt kommen: ein Knabe, blond wie die Sonne.

Die ältere Frau war die Hebamme, die bald schreiend durch das ganze Haus lief.

»Unsere Tochter hat eine Sonne geboren! Es gibt eine neue Sonne unter uns! Sie hat die Farbe des Mais und Haare wie Jilote.<sup>13</sup>«

Die Nachricht drang außer Haus, und das Volk, das Quetzalcóatl nach wie vor liebte, freute sich.

Topiltzin empfand starkes Mißvergnügen und große Furcht.

Huémac freute sich.

Quetzalcóatl sah das Kind wie einen Kolben Mais aus dem Leib der Mutter wadisen und begriff das Geheimnis des Nabels.

»Geh und begrabe die Schnur in der Erde«, sagte er zu der Alten. »Diese innige, geheimnisvolle Brücke zwischen den Generationen, dieser Trichter des unendlich Kleinen in dem unendlich Großen soll mich stärker der Erde und meinem Stamm verbinden; sie soll in die Zeit reichen, bis wir alle wieder eins sind.« Und indem er sich dem Kind zuwandte, das in dem keuchenden Schoß der Mutter weinte, sagte er zu ihm:

»Zertrennt ist die Schnur, und die wir zwei waren, sind jetzt drei. Unsägliches Geheimnis der Schöpfung! Jetzt, mein Sohn, bist du ein Jemand! Dank sei Gott dafür gesagt. Blut, immer Blut! Unter Blut und Schmerz bist du zur Welt gekommen, und dein erster Atemzug ist Weinen. Jetzt verstehe ich, daß das Blut zugleich Schmerz und Liebe ist; der Knoten in einer Schnur, die in der Erde verfault. Du wurdest erschaffen, und schon bist du du selbst; du bist wie ich. Du bist mit den Fibern des Genusses und des Schmerzes, des Lachens und des Weins ausgestattet. Alle Möglichkeiten sind in dir angelegt, und bald wirst du die Kraft haben zu wählen. Du

wirst Richtung und Maß von Reichtum und Elend sein. Du wirst Adler und Schlange sein. Du wirst mit deinem Schmerz das Gewissen des Universums und mit deinem Lachen die Würde des Menschen aufrecht erhalten. Denn du wirst lachen können, mein Sohn, in dem eigentlichen Wesen deiner Befreiung. Und du wirst tanzen, und wirst singen können, um deine eigene Stimme in dem Konzert des Teuhtlampa zu haben. Ich kenne die Stunde deiner Geburt; aber ich weiß nicht, aus welchen tiefen Gründen du kommst, wie ich nicht weiß, was dein Los sein wird. Du bist wie ich, wie alle vorher, wie alle nach uns, durch die dunklen Röhren der Zeugung gekommen, bis du in das Licht deines eigenen Bewußtseins hervorbrachst, das nur deines ist, Schranke und Grenze des Unendlichen, eines, nur eines; wie du, nur du, auf nichts zurückzuführen du bist. Schon bist du jemand, mein Sohn! Und du weinst. Ich werde mit dir weinen!«

Aber das Volk lernte das Kind nicht kennen, sah die Mutter nicht. Und es wußte nur, daß Quetzalcóatl gefangen war, weil er den Aufruhr der Chichimeken erregt, die Ordnung Tulas zerstört und ihre Sicherheit gefährdet hatte.

Gerade ein Jahr nach der Geburt des Kindes begann man die Strenge der Dürre zu spüren.

In jenem Jahr wehte kaum je der Wind, der den Regen vorausgeht, und diese waren spärlich, und die Ernten mager.

»Der Wind hat den Weg des Regens nicht freigefegt«, sagten die Säleute, die anfangen traurig zu werden. »Es liegt daran, weil Quetzalcóatl nicht mit seinem Federmantel gekommen ist, um zu sehen, wie wir das Land bestellen.«

Und es gab den und jenen, der zu sagen wagte, daß der Regen auch gefangen sei wie der goldene Sohn Quetzalcóatls.

Aber in diesem Jahr gab es keine größeren Auswirkungen. Die Scheuern waren gefüllt, und der Überfluß erlaubte, daß Tula weiterhin präbte.

Um die Aufmerksamkeit des Volkes abzulenken, zettelte Topiltzin Feldziige in Länder an, die jedesmal weiter entfernt waren. Und von dort brachten sie Waren und Gefangene mit.

Zur gleichen Zeit ordnete er an, daß mit dem Bau von großen Häusern für die unruhigsten Häuptlinge begonnen werden sollte, woraufhin sie sich beruhigten. Im folgenden Jahr fiel der Regen noch spärlicher, und man konnte die Saat nicht mit dem gespeicherten Wasser bewässern, da man die Kanäle vernachlässigt hatte und das Wasser sich ungenutzt ergoß.

Aber der Überfluß Tulas und die kriegerischen Einfälle hatten es verhindert, daß der Mangel stark empfunden wurde. Dann griff, besonders unter den Säleuten, der Gedanke um sich, daß die Gefangenschaft des Kindes, das einem Maiskolben ähnelte, auch den Regen gefangen hielt.

Die folgenden Jahre waren schwieriger und die letzten schrecklich, da zur gleichen Zeit, als die Vorräte zur Neige gingen und die Nahrungsmittel zugeteilt werden mußten, die Grenzvölker, die auch unter der Trockenheit litten, nach dem Reichtum Tulas zu trachten begannen, um ihre Not zu stillen, und es an allen Grenzen un-

ruhig wurde. Die Chichimeken kamen Tula immer näher, dessen Heere, von den ständigen Kämpfen ermattet, immer weniger Genüge taten.

Im sechsten Jahr wurde die Lage unerträglich. Topiltzins Ansehen war gesunken, und er hielt sich nur dadurch an der Macht, daß er die Häuptlinge und Heerführer ständig bestach. Aber die Befriedigung weniger und der Mangel der meisten, der zu Hunger und zu Verzweiflung führte, brachten Tula in Aufruhr.

Huémac stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen und organisierte endlich den Widerstand, der eine gerechte Verteilung der Vorräte verlangte und darauf drängte, daß durch eine Vermittlung Quetzalcóatl, der weiterhin gefangen war, Tula wieder auf die Wege des Überflusses geführt werden solle.

Die Krise kam im siebten Jahr zum Ausbruch.

Gehetzt, fast ohne Befehlsgewalt, ohne Truppen, hatte Topiltzin, immer weniger Herr der Lage, angeordnet, die Zauberer zu suchen, die nach Norden gegangen waren, damit sie ihm rieten, was zu tun sei.

Die Abordnung kam in einer verschwiegenen Nacht.

Sie kamen in Felle gekleidet und ganz ohne Prunk. Die Scheitelhaare schlaff, lang, schmutzig und stinkend. Sie kamen voller Hochmut.

»Du hast uns rufen lassen, Topiltzin, hier sind wir. Wir wissen nicht, was der mächtige Topiltzin, der Lieblingssohn des Dämons, von uns will. Mit seinen Zaubereien hat er die Sitten des Volkes zerstört und diese großen Häuser errichtet, die die verweichlichten Söhne dieses Landes beherbergen, die sich jetzt Tolteken nennen, die der Götter vergessen haben, die bereits ihre Unbotmäßigkeit gezeigt haben. Was willst du, Topiltzin?«

»Ich will, daß es regnet! Das Volk leidet große Not, und es wird unruhig und aufrührerisch. Ich bin von

Feinden und Verrätern umgeben. Nur wenn ich dem Volk zu essen gebe, kehren wieder Ruhe und Ordnung in Tula ein.«

»Bitte deinen Quetzalcóatl um Wasser!«

»Er ist nicht mein! Wenn er mein gewesen war, so ist er es nicht mehr! Er ist ein törichtes Wesen, das Tulas Macht ein Ende zu bereiten trachtete. Zur rechten Zeit habe ich ihn mit seiner Frau und seinen Kindern gefangen genommen. Aber das Volk ist unruhig und will ihn befreien. Sie sagen, daß die Gefangenschaft des Erstgeborenen, der in seiner Farbe dem zarten Mais ähnelt, die Kolben nicht wachsen läßt.«

»Quetzalcóatl hat Kinder!« sagten die Zauberer erstaunt, und einer von ihnen setzte hinzu: »Dann kann groß sein die Rache der Götter!«

»Aber sag uns, Topiltzin, was willst du?«

»Ich will, daß es regnet! Die Erde ist trocken und rissig. Viele Leute sind vor Hunger und Durst gestorben. Was wir noch haben, wird die Beute von Räubern. Ich will, daß es regnet! Ein Krieger wie ich kann da nichts machen.

Ich brauche Zauber, brauche die Götter. Und hier ist es nun an euch zu handeln.«

»Bis zu uns dringt die Trockenheit vor«, antworteten sie. »Und das, weil Tezcatlipoca erzürnt ist. Das ganze Land betet die Schlange an, und niemand opfert mehr Tezcatlipoca außer uns, in der Einsamkeit unserer Höhlen.«

»Was kann ich tun? Was muß ich tun?« fragte Topiltzin.

Die Zauberer verharrten lange Zeit in Schweigen und sahen Topiltzin unverwandt an, so daß er unruhig zu werden begann.

»Wir brauchen ein großes Opfer«, sagten sie.

»Es soll geschehen«, erwiderte Topiltzin.

»Gib uns den erstgeborenen Sohn Quetzalcóatl!«

»Es sei!« jubelte Topiltzin.

»Und bereite unsere Rückkehr vor«, schlossen die Zauberer.

Noch in der nämlichen Nacht wurde der erstgeborene Sohn Quetzalcóatl geraubt und den Zauberern ausgehändigt.

Niemand in Tula hat je etwas von dem Kind erfahren, dessen Haar war wie Maisbüschel. Irgendwer sagte endlich, daß es im Lande der Itzá wiedergeboren worden sei, fernab, in dem Mayab, wo sie ihn schließlich anbeteten als Ku-Kul-Kan.<sup>14</sup>

Und die alte Frau gab zu erkennen, daß sie nicht mehr leben wollte, und sie freute sich, daß der Tod, der Kojote nicht gestorben war. Sie selbst ließ sich hinsterben. Sie trocknete sich aus.

Als Quetzalcóatl das Verschwinden des Kindes gewahr geworden war, verließ er das Gefängnis, ohne daß es jemand gewagt hätte, ihn zurückzuhalten. So groß war sein Schmerz, daß es dafür keine Worte gab und keines je darüber gesprochen wurde.

Er suchte das Kind, und das Kind fand sich nicht.

Aber es regnete danach nicht, stattdessen brachen in Tula heftige Brände aus, die die Lage noch verschlimmerten.

Da geschah es, daß das Volk, als es Quetzalcóatl abermals sah, ihn schreiend und schluchzend bat, etwas zu tun, damit die Heimsuchung von ihnen genommen würde. Aber Quetzalcóatl hörte nicht und suchte nur, und bald suchte auch das Volk mit ihm, das ihm folgte. Huémac schloß sich der Suche an, und dabei gelangten sie alle zusammen zu den Palästen Topiltzins.

»Gib mir meinen Sohn«, sagte Quetzalcóatl mit bebender Stimme zu ihm. »Gib ihn mir, und ich werde tun, was du willst!«

»Stirb! Stirb!«, sagte der zu ihm. Und er stürzte sich auf Quetzalcóatl; aber Huémac warf sich dazwischen, während das Volk in den Saal eindrang und die Wache daran hinderte, einzugreifen.

»Laß mich! Laß mich!« brüllte Topiltzin.

»Bring das Kind zurück«, rief Huémac.

»Ich habe ihn nicht, den verfluchten Knaben, den Herrn der Trockenheit! Ich habe ihn Tezcatlipoca gegeben, damit der Überfluß nach Tula zurückkehrt«, heulte Topiltzin.

Quetzalcóatl richtete sich heftig und einem Adler gleich auf, und mit der Stärke der Schlange umspannten seine Hände den Hals Topiltzins, und vor aller Augen begann er ihn zu würgen. Als Topiltzin fast schon tot war, ließ er ihn plötzlich los und sagte in einem leidenschaftlichen Flüsterton: »Es ist nicht so! Es ist nicht so!«

Und er ging, umgeben von dem erschrockenen Volk, hinaus.

»Wasser! Wasser!« bettelte das Volk ihn an.

»Mein Sohn! Mein Sohn!« antwortete Quetzalcóatl.



»Wasser! Wasser!« flehte das Volk ihn an. »Unsere Kinder haben Durst und sterben vor Entbehrung! Unsre Kinder! Wie das deine!«

Da vernahm Quetzalcóatl das Leiden des Volkes und sah die Tränen der Eltern, die den seinen glichen. Und wie früher, wie er es viele Jahre gemacht hatte, ordnete er an, daß sich das Volk versammelte, und sagte mit seiner mächtigen Stimme:

»Tula hat Durst! Ich werde für Tula wenig tun können, außer den Glauben aufrecht erhalten. Ich habe nicht die Macht, meinen Sohn zu finden, aber ich werde den Glauben aufrecht erhalten. Die Wege der Winde und der Wolken sind sonderbar. Ich weiß nicht, ob ich etwas tun kann. Aber ich werde tun, was ich muß. Es ist nicht Aufgabe von Menschen, den Regen zu bringen. Die Ordnung der Winde und der Wasser gehorcht nicht dem Menschen. Aber ich werde den Glauben aufrecht erhalten. Ich werde auf die Pyramide steigen wie Ce-Acatl und dort, auf der Spitze, fasten und alle Entbehrungen erdulden, bis daß es regnet oder bis ich sterbe. Ich kenne weder Kunststücke, um die Wasser anzulocken, noch sind mir die Schleusen des Himmels zugänglich. Ich kenne nur die Abtötung des Fleisches, wenn Vernunft und Kunst an die Grenze ihrer Fassungskraft und Wirkung gelangen. Ich biete den Tod, den ich in der Seele trage, und die Auszehrung meines Leibes an, damit es regne. Habt Glauben, Tolteken, ich erhalte ihn aufrecht. Entweder regnet der Himmel oder ich sterbe! Unsinniges Entweder Oder; aber es ist das einzige, was mein Schmerz und meine Ohnmacht finden können, und ich besitze Glauben.«

Ohne ein weiteres Wort stieg er langsam die Pyramide empor und begann das Fasten, das vierzig Tage dauern sollte.

Topiltzin wollte nicht mehr die Macht, die geringe Macht, die er noch besaß, während das Volk der Tolteken hungerte, durstete und weinte. Er spürte in seiner Kehle die Nähe des Todes, ein schwarzes Sausen, das ihn gegen die Macht gleichgültig machte.

»Ich möchte nicht mehr gebieten«, sagte er, »die Frucht der Macht ist bitter, wenn der Mißerfolg eintritt. Dann ist alles vergessen, und nur die jüngste Vergangenheit, das Übel zählt. Ich kann nicht befehlen. Es gibt Kräfte, über die ich nicht bestimmen kann. Ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll! Hier wird nur der gebieten, der es regnen läßt, und ich kann es nicht. Dies ist eine Arbeit der Götter, und ich habe schon getan, was ich konnte.«

»Etwas Schreckliches hast du getan«, erwiderte ihm Huémac. »Du hast den ersten Vertrag unter der schlechtesten aller Bedingungen gebrochen.«

»Das Opfer mußte groß sein«, sagte Topiltzin.

»Aber es war nicht dein Opfer; du hast mit dem Schmerz anderer geschachert. Du hast nur deinem Groll nachgegeben.«

»Und wenn es so war«, sagte Topiltzin. »Aber ich beue nicht. Irgendwer in Tula mußte unter allen Umständen leiden. Auf jeden Fall will ich nicht mehr gebieten!«

»Nein, Topiltzin! Du kannst nicht mehr gebieten! Du hast nur ein geringes Ansehen besessen, und das hat dir Quetzalcóatl bei seinem Treffen mit dir genommen. Alle haben gesehen, wie er dich besiegt und benadigt hat.«

»So war es! Ich glaube, daß ihr zusammentreten und beschließen müßt, was mit mir zu geschehen hat.«

»Wir sind schon versammelt und werden bald zu einem Beschluß kommen!«

Nachdem sie beratschlagt hatten, sagten sie zu To-

piltzin, der sich in einiger Entfernung hingekauert hatte und abwesend blickte:

»Wir haben einen Beschluß gefaßt, Topiltzin. Du kannst nicht mehr gebieten! Du verstündest nicht mehr zu gebieten! Wir übergeben dich Quetzalcóatl, damit er nach seinem Belieben mit dir verfare. Wir werden warten, was nun geschieht, und unterdessen werden wir alle gebieten. So wird es geschehen.«

»Es macht mir nichts mehr aus! Es ist mir alles eins«, sagte Topiltzin.

Und alle zusammen suchten sie Quetzalcóatl auf, der mit gekreuzten Beinen auf der Spitze der Pyramide der Tolteken saß, gegenüber dem Kreuz, das er wieder aufgepflanzt hatte, und neben einem tönernen Kohlenbecken, in dem Kopal brannte. Er befand sich damals am fünften Tag seines Fastens und seiner Kasteiung. Um diese Zeit begann Quetzalcóatl alt zu werden. Er hatte viele weiße Haare, und die Runzeln spannten bereits ihre Bögen. Er war schon an die sechsundzwanzig Jahre in diesem Land, und die Leute hatten sich noch immer nicht an ihn gewöhnt.

Die Häuptlinge stiegen auf, als die Dämmerung hereinbrach. Sie brachten Topiltzin, der mit einem Strick um den Hals gefesselt war.

Quetzalcóatl bewegte sich nicht und hatte die Augen geschlossen. Ein warmer und sanfter Abendwind spielte in seinem fast grauen Bart. Vor der Gefangenschaft war er noch schwarz gewesen.

»Herr«, sagte Huémac, »Topiltzin gebietet nicht mehr in den Dingen, die das Land angehen. Er ist nicht mehr der, welcher verteilt oder verwaltet. Er hat keine Macht mehr und möchte auch keine haben; und wir wollen auch nicht, daß er sie hat. Jetzt, da du wieder unter uns bist, bringen wir ihn gefesselt vor dich, damit

du sagst, was mit ihm geschehen soll, was am ratsamsten ist.«

»Bindet ihn los. Er ist kein wildes Tier. Er ist ein in sich zerstrittener Mensch, besiegt von der Macht und dem Leben.«

Und indem er sich an Topiltzin wandte, sagte er ganz sanft:

»Abermals sehe ich dich, wie ich dich das erste Mal gesehen habe, lange ist es her, als du für mich in die Sierra gegangen bist, in der Zeit meiner ersten Kasteiung. Damals büßte ich für mein Ungestüm. Jetzt büße ich für den Schmerz dieses dürren und glühenden Landes. Wieviel Schaden habe ich dir zugefügt, Topiltzin! Wie muß ich deine Seele beleidigt haben, damit du Geschmack daran und es notwendig finden konntest, das Leben meines ersten Sohnes zu zerstören! Ich habe an fast nichts anderes gedacht. Du bist wie dieses Land, das ich in Verwirrung gestürzt habe, weil ich mich als Quelle fühlte. Ich kam vor der Zeit, wie eine verlorene Spore, die nur die Saat verseucht hat. Ich tat übel daran, Gutes tun zu wollen. Ein anderer wird vielleicht Gutes tun, indem er Böses tun will! Was zählt denn? Was ist denn wichtig? Armer Topiltzin, der Länge nach vor seinem Gefangenen liegend! Armer Gefangener! Arme Menschen des Landes, die in ihrem Bewußtsein ein schönes Licht besitzen und dennoch von Schmerz zu Schmerz fallen. Eine schreckliche Welt ist die Welt der Schöpfung. Ich verstehe sie nicht! Ich verstehe nicht den Schmerz, den ich nicht gesucht habe! Mein Sohn! Die Söhne der Tolteken!«

Topiltzin sagte nichts, lag ausgestreckt da und blickte zu Boden.

»Was fangen wir mit Topiltzin an?« beharrten die Tolteken.

»Soll Quetzalcóatl Richter in seiner eigenen Sache sein?« fragte er sich selbst. »Soll ich vielleicht über meinen Bruder richten? Bin jetzt ich derjenige, der Urteilsprüche fällt? Und wessen klagt man ihn an? Die Macht verloren zu haben? Das ist bereits eine Strafe!«

»Sag uns, was geschehen soll«, beharrten sie.

»Ich kann nicht Richter sein, es sei denn über mich selbst.«

»Aber er hat dein Kind umgebracht«, sagten sie zu ihm.

»Mein Schmerz ist viel zu groß für meine Rache«, sagte Quetzalcóatl. »Und das Gericht gibt mir auch keinen Trost. Ich sage vielmehr: Ich will nicht einmal Trost! Ich will über meinen ganzen Schmerz verfügen und ihn mit aller meiner Willenskraft spenden, damit das Wasser zu diesem Land zurückkehrt. Wenn auf Erden der Wille zählt; wenn der Wille irgendein Verdienst besitzt, will ich mit meiner ganzen Willensstärke leiden, damit das Wasser zum Anáhuac zurückkehrt. Es soll weder Rache noch Gericht geben! Nichts soll meinen Schmerz mäßigen! Alles geschehe, damit das Wasser auf die Erde kommt! Die Kinder der Tolteken werden ihren Durst stillen, oder ich werde sterben. Ich bin kein Richter, Tolteken! Laßt mich allein bei meinem Opfer, damit ich nicht einmal die Genugtuung habe, daß davon erzählt wird!«

Schweigend und ehrfürchtig stiegen sie von der Pyramide herunter. Topiltzin ging unter ihnen, wie einer von ihnen. Der Strick, mit dem sie ihn gefesselt hatten, blieb oben, wie eine Schlange ausgestreckt, liegen. Quetzalcóatl sah ihn geraume Zeit an, um dann zu sich selbst zuzusagen:

»An dem Tag, da es regnet, werden der Schlange Topiltzins Federn wachsen.«

Topiltzin entfernte sich in seine Häuser, ohne ein Wort zu sagen. Er hatte die Lippen zusammengepreßt und brachte es fertig, nicht zu weinen.

Am sechszwanzigsten Tag der Fasten Quetzalcóatl's begannen starke Winde zu wehen, die den Staub bis in die Himmel trugen und die Sonne verdunkelten. »Die Erde und die Himmel verbinden sich endlich wieder«, sagten die Säléute, »es gibt keinen Zorn mehr. Quetzalcóatl hat bereits den Wind gebracht. Bald wird das Wasser kommen und sich mit dem Land verbinden.« Und das Vertrauen begann wieder zu wachsen.

Oben hatte Quetzalcóatl ein Schneckenhaus in zwei Hälften zerteilt. Er stellte es vor sich hin, und es verwandelte sich danach in das Juwel des Windes.

Am vierzigsten Tag der Fasten Quetzalcóatl's kamen die dicken Wolken auf dem Weg, den sie verloren hatten, und der Himmel donnerte. Und es regnete, regnete, regnete.

Das Volk stieg zu Quetzalcóatl empor.

Sie trafen ihn weinend an. Die Tränen und der Regen mischten sich in seinem fast weißen Bart.

»Du hast uns den Regen gebracht, Quetzalcóatl!«

»Es ist mein Sohn, der zurückkehrt! Bringt mir den ersten Maiskolben, der auf dem Anáhuac wächst, gleichgültig, wie klein er ist.« Zu gelegener Zeit brachten sie ihm einen, und seitdem trug er ihn an seinem Herzen, gerade über dem Sinnbild des Juwels des Windes.

Als sie ihn beim Klang der Teponaxtles und Flöten, unter Gesängen und Lobpreisungen auf einem Trag-

gestell herabtrugen, inmitten des Regens, der an allen Körpern herunterrann, wurden die Tolteken gewahr, daß Quetzalcóatl alt geworden war. Er hatte den Strick um den Leib gewunden, mit dem sie Topiltzin gefesselt hatten, und Topiltzin begriff, und von Stund an liebte er Quetzalcóatl wieder und reihte sich in das Gefolge seiner Cocomes ein und war ihm bis zu seinem Tod, einige Jahre später, getreu. Sie trugen auch das Kreuz herunter und pflanzten es abermals in der Mitte des Platzes auf, und von Stund an wurde es als Zeichen des Windes und Regens angebetet.

Es war um das sechsundzwanzigste Jahr seines Aufenthalts in diesem neuen Land, als Quetzalcóatl erkannte, daß er von neuem den Weg zum Baum des Universums gefunden hatte.

## Die Rückkehr Tezcatlipocas

In den alten Höhlen des Nordens, wo die Dornen wachsen und die eisigen Winde wehen, bereiteten die Zauberer ihre Rückkehr nach Tula vor, wohin sie zwei- und fünfzig Jahre, nachdem Quetzalcóatl in diese Länder gekommen war, wieder kommen sollten. Dennoch kehrte keiner von denen, die weggegangen waren, zurück. Es waren ihre Söhne und Enkel, denen die Rückkehr gelang, als das Glück Quetzalcóatls wechselte. In der Zeit der Dürre war unter ihnen ein Tezcatlipoca<sup>15</sup> geboren worden, den sie Titlacahuan nennen würden, der die Rückkehr erwirkte. Sie waren zahlreich geworden; viele Söhne waren ihnen geboren worden; viele waren aus anderen Gegenden gekommen und bekannten sich gleich ihnen zum Kult Tezcatlipocas.

»Du bedeutest nichts, mein Sohn«, sagten sie zu Titlacahuan und zu seinen Brüdern. »Nichts bedeutet dein Los. Du bist gekommen, um den Gang der Sonne mit dem Blut deiner Feinde zu unterhalten, weil die Sonne in dem Mictlan Feinde hat und die heilige Flüssigkeit braucht, um ihre Kraft wiederzuerlangen und siegreich aufzugehen. Dies ist die Sendung und dies der Ritus.

Dies ist die Verpflichtung des Menschen. Dafür ist er gekommen, dafür lebt er, dafür stirbt er. Auf seine Kosten ernährt sich das Universum. Groß ist die Aufgabe des Menschen; klein seine Bedeutung. Er ist nicht das Ziel der Schöpfung, wohl aber ihre Stütze, ihr Gehilfe, ohne den die Sonne leidet. Außer dem hat nichts Bedeutung, zählt nichts, ist das Menschenwerk nichts wert. Und in Tula gibt es einen, der es aufhält, der es hindert, der uns von dort verjagt hat.«



Und in den Höhlen hatten sie die alten Götter in die Erde geworfen und mit Erde bedeckt, zum Zeichen, daß sie nicht an ihrem Platz waren, sondern auf ihre Rückkehr warteten.

Aber lange Zeit hindurch war Quetzalcóatl mächtig, und sie fanden keine Gelegenheit, ihn aus dem Land zu vertreiben. Den ersten Versuch hatten nicht sie unternommen. Er wurde ihnen geschenkt, als Topiltzin nach ihnen rief, und sie gingen nach Tula und kehrten von dort mit dem Erstgeborenen Quetzalcóatls in die Höhlen zurück.

Aber noch war die Zeit zur Rückkehr nicht gekommen, denn eines Nachts, bei den Vorbereitungsfeiern für das große Opfer des Kindes, gerade in der Nacht der Halluzinationen, als die Erde sich auftat und der Himmel sich in Hälften zusammenfügte, als die Farben bei dem Schrei des Donners heftig durcheinandergewirbelt wurden und die Trockenzeit im Regen endete, verschwand der Sohn Quetzalcóatls mit Tatlé, dem Hinkemann mit den weit aufgerissenen Augen, der bei ihnen die Frucht der Halluzination eingeführt und sie in jener Nacht mit großer Hingabe und Geschäftigkeit ausgeteilt hatte. Und sie sahen sie nicht wieder. Sie konnten annehmen, daß sie, von dem Wasser begünstigt, mit diesem in die entlegenen Länder des Mayab geschwommen waren, in die Welt der Itzá, zu der aus dem Westen Ku-Kul-Kan kam, die Federschlange mit ihrer Botschaft und ihrem Werk. Aber dies ist eine andere Geschichte, die hier nicht erzählt wird, die Geschichte der Zwillinge, die zusammen in jene Länder kamen. Als weitere sechsundzwanzig Jahre nach der großen Trockenheit verflossen waren, hatten die Zauberer mit ihrem Vorsatz Erfolg, und Tezcatlipoca kehrte nach Tula zurück.

Während dieser sedisundzwanzig Jahre war Quetzalcóatl von neuem der Herr Tulas.

In dem Jubel über das Wasser hatten sie ihn aufgesucht, nachdem er von der Pyramide heruntergestiegen war. Und wie damals, als Ce-Acatl zu den Himmeln aufgestiegen war, sprach er, mit schwacher Stimme und gestützt von seinen Cocomes, wieder zu den Tolteken, ohne daß man seine Stimme durch den Donner hindurch hätte hören können, weshalb seine Worte von Huémac wiederholt werden mußten. Und er sagte:

»Ce-Acatl Quetzalcóatl wird wieder der Herr von Tula sein, gemäß dem Willen der Tolteken und kraft des Windes und des Regens. Ich fange an, alt zu werden, und ich kenne längst meine Grenze. Ich mache mich zum Herrn über Tula und werde Gerechtigkeit für die Tolteken suchen. Die Zeit wird kommen, da es Gerechtigkeit und Frieden für alle Völker geben soll, aber dies ist nicht mein Werk, und meine Sendung ist dafür nicht stark genug. Ich bin oft gefallen. Viele Male hat sich mein Leib an den Boden gepreßt, und ebenso oft habe ich mich aufrichten können. Ich habe Nutzen und Schaden, Schmerz und Genuß gebracht, nichts ist nur eines, nicht einmal mein Vorhaben! Ich werde den Tolteken eine Ordnung geben und unter ihnen Gerechtigkeit schaffen. Diesem Ziel weihe ich meine Tage. Damit die Tolteken in dem Land die Gerechtigkeit üben, die ihr Wille ihnen erlaubt. Aber ich werde nicht mehr aus dem Haus des Herzens des Volkes gehen. Von hier aus werde ich Gebote erteilen; aber ich werde seine Tore nicht durchschreiten. Ich werde der Gefangene des Volkes von Tula bleiben, und Huémac wird jetzt meine Stimme sein, wie sie vorher Topiltzin gewesen ist. Dies ist der neue Vertrag, den zwischen uns der Regen stiftet wie die Körner des Mais.«

Und mit dem Regen kehrte der Überfluß nach Tula zurück, und seine Macht vergrößerte sich, und sein Reichtum wuchs. Sein Einfluß reichte bis zum Meer im Osten, bis nach dort reichte, von Tal zu Tal, die Stimme Quetzalcóatl, den man den Herrn des Regens und den Sohn des Kreuzes und des Windes zu nennen begann. Es war eine neue, milde und blühende Zeit, die die Tolteken reich und träge machte. Sie waren friedfertig und freigebig; sie wußten nicht mehr, was Hunger noch was Elend ist.

Aber im Norden steckten die Zauberer ihre Köpfe zusammen.

Schön war die Tochter Quetzalcóatl.

Dreizehn Jahre nach Ende der Trockenzeit war sie achtzehn Jahre alt. Ihre Schönheit wurde auf dem ganzen Anáhuac gerühmt, aber sie ging nicht aus dem Haus des Herzens des Volkes, wohin sie die Weiber des Gefolges begleitet hatten. Ihre Schönheit machte alle Herzen froh.

Damals erreichte das Glück Tulas gerade seinen höchsten Punkt. Quetzalcóatl war weise und war gerecht. Er hatte Zeit gehabt, um Gesetze zu diktieren, die das Zusammenleben sanft, nützlich und erträglich machten. Er hatte Zeit gehabt, um die Riten und Regeln für die Verehrung des herrlichen Zwillingsbruders, des Windes, des Regens und des Holzes festzusetzen, die in dem Lande Wurzeln faßte. Federn, Blumen, Musik und Wohlgerüche waren angenehme Opfergaben denen, die in der Höhe wohnen. Er hatte auch Zeit gehabt, bei all dem Überfluß den Schmerz nicht zu vergessen, und er stach in seine Beine mit Agavendornen, sich Blut

entnehmend, das er zur Mitternacht in einer Quelle wusch, die Xiuhpacoya hieß.<sup>16</sup>

In jener Zeit war der Mais mehr als reichlich und die Kürbisse wurden eine Braza<sup>17</sup> groß und sehr dick, daß sie zwischen den Maisstengeln aufstiegen, als ob sie Bäume wären, und die Kolben waren so groß und dick, daß ein einziger für eine Person schwer genug zu tragen war, und all die anderen Saaten waren üppig und hoch gewachsen. Sie säten und pflückten Baumwolle in allen Farben, weiß, scharlachrot, fleischfarben, gelb. In Tula kamen viele und verschiedenartige Arten von Vögeln vor, wie Xiuhtótotl, Quetzaltotoll, Zaqen, Tlahuquachotl und viele andere Vögel, die süß und lieblich sangen; es gab Kakaobäume und Bäume von jeder Art. In Tula mangelte es an nichts. Die Tolteken waren reich, und niemand litt Hunger oder irgendeine Not.

Wenn Quetzalcóatl das Volk zusammenrufen und von irgend etwas Kenntnis geben wollte, stieg der Ausrufer auf eine hohe Sierra, die neben der Stadt Tula gelegen ist und Tzatzitepec heißt, wo er mit lauter Stimme ausrief, was Quetzalcóatl gebot und befahl, und diese Stimme hörte man auf eine Entfernung von hundert Meilen und mehr, bis an die Küsten des Meers. Es war die Stimme der Técpán, der Körperschaft, die die Arbeit, Feiertage oder die Ruhe anordnete.

Das Volk hatte das Haus Quetzalcóatls verschönert. Aus vier Teilen bestand das Haus. In der Mitte war es rund wie das Juwel des Windes. Vier Gebäudeteile hatte es überdies, einer war aus Chalchihuites, schönen grünen Steinen; der andere war aus Silber und Türkisen; ein anderer war aus getönten und weißen Muscheln und ein anderer aus Hölzern aus dem ganzen Land und aus Federn von allen Vögeln.<sup>18</sup> Großen Reichtum hatte die Técpán in den Gemächern Quetzalcóatls angehäuft.

Das Leben war behaglich und köstlich.

Die Tochter Quetzalcóatl war schön, und im Norden steckten die Zauberer die Köpfe zusammen. Bis zu ihnen war der Ruf von Tulas Herrlichkeit und der Ruhm der Schönheit der Tochter gedrungen.

Huémac hatte sie, obgleich er schon älter war, zur Frau nehmen wollen, und wie Huémac viele Häuptlinge und viele von den Söhnen der Tolteken.

Aber die Tochter Quetzalcóatl war nicht dazu bestimmt, einen Gemahl zu nehmen. Sie lebte glücklich in den Gemächern ihres Vaters, der sie in dem Glauben an den Baum des Universums erzog.

»Es ist an der Zeit, daß deine Tochter einen Gatten nimmt«, drängte Huémac. »Sie muß das Blut der Tolteken erneuern.«

»Es ist ihre Zeit«, erwiderte Quetzalcóatl, »aber es ist weder ihr noch mein Wille. Sie lebt glücklich im Stand ihrer Jungfräulichkeit, und solange sie Jungfrau und glücklich ist, wird Tula es auch sein. Störe sie nicht in ihrem Seelenfrieden. Laß es zu, daß ihre Jugend singt und tanzt. Erlaube ihr, daß sie des Lebens in ihrer Unschuld und Keuschheit genießt. Sie ist ein Kind, das singt und tanzt vor dem Baum des Lebens.«

Aber eines Tages bat das Mädchen um Erlaubnis, das Haus Quetzalcóatl zum ersten Mal verlassen und den Platz besuchen zu dürfen, da sich auf dem Tianguis-Markt<sup>19</sup> Händler aus allen Gegenden eingefunden hatten und es große Feste gab, wie man sie nie gesehen hatte.

Und so kam sie auf den Platz zum Erstaunen und Entzücken der Tolteken.

Als sie auf den Platz kam, erhob sich der Tobeyo von dem Boden, auf dem er gekauert hatte, in seiner ganzen prächtigen Männlichkeit. Er war nackt und rief seine Waren aus: die Zauberkräuter, die er aus dem Norden gebracht hatte. Das Mädchen war verwirrt und schämte sich, und es lief nach Hause und hatte keine Ruhe. Und die Weiber des Gefolges bemerkten es.

Und nach acht Tagen ging sie wieder auf den Markt, und der Tobeyo war nicht da. Und wieder lief sie in ihr Haus zurück, und ihre Unruhe nahm zu.

Es vergingen acht Tage, sie ging wieder zum Markt, und dort war der Tobeyo, der sich bei ihrem Kommen abermals erhob, nackt, und ihr Blumen und Kräuter schenkte.

»Nimm sie«, sagte er zu ihr. »Du bist die Schönste! Es gebührt sich, daß du deinem Vater Enkel schenkst. Die Zeugung ist der Triumph des Lebens und der Rasse über den Tod und die Finsternisse; die Krone der Blumen in der Nacht, der Duft der Kräuter in der Zeit. Bekränze und ergötze dich!« – Und er ging über den Platz davon, bis er sich aus dem Blick verlor, ohne daß sie aufgehört hätte, ihm nachzuschauen, die Blumen und Kräuter an ihre Brust gepreßt.

Sie kehrte langsam und traurig in ihr Haus zurück und erkrankte danach und war sehr niedergeschlagen.

»Was fehlt meiner Tochter?« fragte Quetzalcóatl, der die Lieder und Tänze und die liebliche Gegenwart des Mädchens, die wie die eines Vogels war, vermißte.

»Welche Krankheit wirft dich so darnieder?«

Und es antworteten ihm die Frauen, indem sie sagten:

»Herr! Ursache und Anlaß dieser Krankheit war der Tobeyo, der nackt einherging, und eure Tochter sah ihn und ist krank vor Liebe!«<sup>20</sup>

Quetzalcóatl war sehr verwirrt und schloß sich, ohne

weitere Fragen zu stellen, in dem letzten seiner Zimmer ein.

»Groß war meine Sünde«, dachte er, »ich habe das Gelübde der Keuschheit gebrochen und, um mich unsterblich zu machen, eine Frau genommen, und nun leidet die, die von meinem Fleisch ist, durch das Fleisch!«

Und er quälte sich und fand keinen Trost in dem Schmerz.

Aber der Tochter ging es nicht besser. In der Stille litt sie an ihrer Krankheit. Sie redete mit niemandem, Die Gesänge hatten aufgehört; die Blumen waren verwelkt, und die Federn hatten keinen Glanz. Aber die Tochter verlangte nach nichts.

Quetzalcóatl schaute nach ihr.

»Was hat meine Tochter?«

»Ich schäme und ich sehne mich, Vater! Ich verstehe nicht, was in meinem Innern vorgeht. Eine große Unruhe ist in meiner Seele und Feuer in meinen Eingeweiden!«

»Was ist die Ursache, Tochter?«

»Ein Mann, Herr! Ein Mann, den ich auf dem Platz gesehen habe! Als ich ihn sah, begriff ich, daß ich eine Frau bin, daß ich anders und unvollständig bin! Und seitdem sucht mich ein beklemmendes Gefühl der Unzufriedenheit heim, die ich nicht verstehe und die mich verbrennt.«

Quetzalcóatl verlor seine Gelassenheit und sagte sehr ungehalten: »Ich kann nicht gutheißen, daß das Verlangen deine Unschuld verwirrt! Ich will nicht, daß du aufhörst, das Kind des Lachens, des Gesangs und des Tanzes zu sein! Ich verbiete dir sogar, an das andere zu denken! Du wirst diese Frucht nicht kosten. Es ist nicht der Baum deines Lebens! Ich will dies nicht! Ich verbiete es! Du mußt bereuen!«

»Weshalb bereuen, Vater«, sagte sie verängstigt. »Die Unzufriedenheit und das Verlangen haben mich plötzlich, unversehens angesprungen, ohne daß mein Willen beteiligt gewesen wäre, da er darauf gar nicht vorbereitet war. Wie kann ich bereuen, wenn es wie ein tückischer Schlag auf meine Eingeweide ist?«

»Dann ringe! Leiste Widerstand! Kämpfe!«

»Aber was soll ich bekämpfen? Was?«

»Das Fleisch! Die Begierde! Ich habe deine Jungfräulichkeit dem Schöpfer dargebracht. Ich will nicht, daß du sündigst.«

»Ach, Herr«, weinte das Mädchen, »was wird aus meinem Leben? Was erst Unschuld war, hat sich jäh in Verlangen und Angst verkehrt und verwandelt sich jetzt in Sünde! Und die Reue, und die Kasteiung, und die Agavendornen, und das Blut sollen kommen, das grauenvolle Blut, das strömt, um für etwas zu sühnen, das ich nicht verstehe! Wessen kann ich schuldig sein?«

»Dich gelüstet nach dem Fleisch!«

»Und warum soll das Sünde sein?«

»Es ist das Böse, es ist die Lust, die deine Eingeweide bewegen, ohne daß dein Wille sie überwindet!«

»Aber Herr! Ich verstehe nicht, warum das Gute in dem Schmerz und das Böse in der Lust bestehen soll. Woraus sind wir erschaffen worden, daß wir so zerrissen, so widersprüchlich sind? Ich wollte, ich könnte ruhig, mit geschlossenen Augen, ohne Begierden leben; aber auch ohne zu leiden. Warum hast du mich nicht dies gelehrt?«

»Weil darin kein Verdienst liegt! Viele Male habe ich daran gedacht«, fügte Quetzalcóatl hinzu, »wie du jetzt sagst: ruhig zu sein, ohne zu dulden, ohne zu genießen, ohne zu begehren, vom Guten so fern wie vom Bösen, ohne das eine zu suchen, ohne vor dem anderen



zu fliehen! Ruhig! Aber mein Willen empört sich dagegen und will in der Welt kämpfen, da ich bedenke, daß Gott allein jenseits von Gut und Böse sein kann, in der Unbeweglichkeit von allem. Und dann bin ich gefallen und habe mich wieder erhoben. Und dort, in dem Wagnis und in den Gegensätzen, habe ich das Verdienst gefunden!«

»Das Verdienst, Herr! Worin hegt denn das Verdienst und vor wem, daß ich den Brand in meinen Eingeweiden unterdrücke, wenn mein ganzer Körper danach drängt, Kinder zu gebären!«

»Opfere das, was du am meisten begehrt, dein Verlangen nach Kindern, dein Geschlecht, dem Herrn des Verdiensts!«

»Aber Herr, dann bleibt mein Herz stehen! Meine Zeit, das Fließen meines Blutes in den Zeiten hat ein Ende. Dieses Blut, das aus dir hervorgegangen ist, das seit Anbeginn der Zeiten das Universum errichtet, soll in mir zur Ruhe kommen! Warum, Herr, warum? Bin ich so groß, daß ich den Stillstand des Blutes verdiene?

Wäre es nicht schrecklichste Selbstsucht, meine Kinder dem Verdienst zu opfern? Herr! Verdiene ich, das Ende zu sein? Muß ich meiner Rasse nicht weitere Möglichkeiten geben?«

Quetzalcóatl stand erstaunt vor dem Weib, das er in seiner Tochter entdeckt hatte, und konnte nur schwach bitten:

»Dann tue es für mich!«

Und die Tochter sagte weinend: »So soll es sein.«

Und so geschah es.

Aber das Mädchen wurde immer kränker und ihr Zustand so bedenklich, daß die Frauen erschrecken und beschlossen, mit Quetzalcóatl zu reden, der streng und abweisend blieb.

»Herr«, sagten sie zu ihm, »die Tochter leidet, und ihr Übel ist ernst. In ihrer Seele sind viele Wirrungen, die im Widerstreit mit ihrer Bestimmung als Frau liegen, und sie leidet und martert sich!«

»Ja«, sagte Quetzalcóatl, »ihr Übel! Ihr eigenes Übel! Es ist das Übel, das sich in ihren Körper eingeschlichen hat, und dieses Übel muß sie bekämpfen. Ihr Wille wird triumphieren!«

»Vielleicht, Herr, aber auf Kosten ihres Lebens! Das Mädchen verzehrt sich, es ist Liebeskummer, Herr!

Aber das heißt nicht, daß Liebe etwas Böses ist!«

»Es ist die Begierde, die wie ein Jaguar über ihre Unschuld hergefallen ist.«

»Sie ist eine Frau, Herr! Und ihre Jugend schreit danach, zu empfangen und zu gebären, ein Verlangen, das stark wie ein Jaguar und wild ist wie er, und sie umbringen wird, wenn sie es nicht stillt! Sie wird verdorren!«

Aber Quetzalcóatl blieb standhaft.

Und das Befinden des Mädchens verschlimmerte sich noch mehr, und es ging ihr schlecht, als ihr Vater sie besuchen kam. Als er sie sah, erschrak er.

»Du bist auf dem Wege, deinen Körper zu besiegen!

Du kaufst dich von Sünde frei! Du bist meine Ehre und meine Blüte!«

»Ich bin besiegt! Und wie du es willst, wird mein Blut bald ruhig sein. Du kannst es in aller Freigebigkeit deinem Herrn des Verdiensts darbringen. Bald werde ich nicht mehr deine Blüte, nur noch die Erinnerung an deine Ehre sein.«

»Herr«, sagten die Frauen zu ihm, »das Mädchen wird Worten geopfert, die es nicht versteht: Sünde, Reue, Verdienst . . . Ihr Wille ist an dich gefesselt! Sie wird an zwei Lieben sterben, der zu ihrer Rasse und der zu

ihrem Vater, zerrissen zwischen der Vergangenheit und der Zukunft!«

»Sie soll nicht sterben«, erwiderte Quetzalcóatl mit Nachdruck, »ich will es nicht!«

»Sie aber will sterben!«

Sie jedoch sagte nichts, und eine geraume Zeit herrschte nur Schweigen, ein tiefes Schweigen, das den Vater erschütterte.

»Man soll nach dem Tobeyo suchen«, entschied er und entfernte sich bezwungen und bekümmert, und er schloß sich ein, als die Hochzeit seiner Tochter gefeiert wurde, die unter den Tolteken großen Verdruß verursachte.

Auf diese Weise säte Titlacahuan, der der Tobeyo war, durch die Liebe und den Geschlechtstrieb Haß und Zwietracht unter den Tolteken, die mit Quetzalcóatl sehr unzufrieden waren, weil er seine Tochter einem nackten Wilden gegeben hatte, der mit Zauberkräutern handelte.

Aber das Mädchen wurde Frau und blühte wieder auf, freilich nicht in dem Hause Quetzalcóatls.

Dies war der Anfang der Rückkehr Tezcatlipocas.

Dreizehn Jahre später sollte ihm die Vertreibung Quetzalcóatls gelingen.

## Der Auszug

Der Reichtum Tulas nahm nicht ab. Es nahm schon so viel Raum ein wie das Anáhuac. Über die Berge hinweg drangen seine Stärke, sein Handel und seine Wohltaten. Die Ordnung und die Verehrung des herrlichen Zwillings hatten das Leben liebenswert gemacht. Aber im Herzen von Tula lebte unerkannt ein Jaguar, der bald seine Eingeweide zerfleischen sollte. Ein hochmütiger und fröhlicher Jaguar, stark und groß wie Quetzalcóatl, der in der vollen Kraft seiner Jugend unter dem Haß der Tolteken, die Quetzalcóatls süße Blume nie besessen hatten, seine Verachtung und sein Lächeln zur Schau trug. Er ging fast immer nackt, nur mit einem Maztle<sup>21</sup> bedeckt. Ein flinker Jaguar, der beim Pelotaspiel<sup>22</sup> keinen Rivalen hatte. Ein mächtiger Jaguar, der die Stärksten in allem besiegte und über alle lachte. Und die Väter, die sahen, wie ihre Söhne gedemütigt, in den Staub gestreckt, bei Begegnungen verwundet und laut lachend verspottet wurden, schickten sich an, mit Huémac zu reden:

»Mächtig scheint der Tobeyo! Flink im Spiel und verächtlich in den Worten und im Lachen. Er ist der Gebieter über die Tochter. Ein Tobeyo, der von nirgendher gekommen ist, mit Kräutern handelt und wild wie ein Tier ist. Es wird Zeit, daß er uns in wirklichen Wagnissen zeigt, was er vermag, und nicht nur beim Schlagen der Pelota. Jenseits der Schneeberge und des großen Sees behindert das Volk der Coatépec unseren Handel und plündert unsere Karawanen aus. Mag er doch mit unseren Kriegern gehen und im Kampf seine Kräfte und sein Ungestüm zeigen.«

»Es ist nur billig«, befand Huémac, der Titlacahuan vor sich rufen ließ.

»Man sagt mir, daß du stark bist«, sagte er zu ihm, »man sagt mir, daß du hinter der Pelota herspringst, als ob du ein Jaguar wärest. Es ist an der Zeit, daß du ebenso auf die Feinde Tulas losspringst. Es ist an der Zeit, daß du das Schlafgemach verläßt, in dem du die Blume glücklich machst, die du den Tolteken entrissen hast. Coatépéc soll die Stärke deiner Glieder kennenlernen. Du wirst die Krieger begleiten.«

Titlacahuan lachte verächtlich und zuckte nur die Achseln.

»Du wirst morgen aufbrechen«, sagte Huémac zu ihm. »Ich werde morgen aufbrechen«, stimmte Titlacahuan zu.

Auf brach die Expedition mit den Händlern, den Tamemen, die die Lasten trugen, und den Kriegern, die sich unterwegs verabredeten, Titlacahuan mit den Tamemen und ohne Waffen auf dem Gebiet der Coatépéc allein zu lassen.

Als sie an einen Ort gelangten, wo es schöne Blumen gab, ließen sie ihn im Stich. In kleinen Grüppchen setzten sie sich ab, damit Argwohn und Furcht nicht aufkommen konnten.

Er blieb mit den Tamemen allein zurück, die, neben ihrer Last lagernd, einander verstört ansahen.

Titlacahuan sagte zu ihnen: »Bald werden die Bewohner von Coatépéc über uns kommen. Die tapferen Krieger von Tula sind auf und davon, um gegen die Schmetterlinge zu kämpfen! Ohne Zweifel werden sie als Sieger heimkehren, es sind mächtige Krieger! Rüsten wir

uns *zum* Kampf. Kaut diese Kräuter, die ich euch jetzt gebe! Großer Mut dringt in das Herz derer ein, die tragen, und ihre Arme werden unbezwinglich sein.«

Verwundert gehorchten ihm jene, die nur zu tragen verstanden.

»Verhaltet euch ruhig, bis ich rufe, und auf meinen Schrei hin stürzen wir uns auf die Ankömmlinge. Bis dahin wollen wir ohne Furcht sein.«

Die Bewohner von Coatépéc kamen, nachdem sie den Gruppen der Tolteken erfolglos nachgesetzt hatten. Mit großem Jubelgeschrei fielen sie über die Waren her, ohne Widerstand zu erwarten.

Als sich die Leichtsinnigsten näherten, stieß Titlacahuan ein schreckliches Geheul aus, sprang wie ein Gummiball den Anführer der Leute von Coatépéc an und zertrümmerte ihm in einem einzigen Schlag mit dem Stock den Schädel. Die Tamemen warfen sich mit weitaufgerissenen Augen, geifernd und brüllend, auf die Angreifer, die vor Überraschung und Furcht so gelähmt waren, daß sie im Handumdrehen besiegt wurden.

Kurz war der Kampf und rasch der Sieg für Titlacahuan.

»Wir wollen die Gefangenen fesseln. Jetzt werden sie für uns die Lasten tragen! Wir wollen die Reise fortsetzen und die Ware an ihren Bestimmungsort schaffen!«

Und so gingen sie und kehrten nach Tula zurück, indem sie die Krieger aus Coatépéc als Träger mitbrachten. Tage zuvor waren die Tolteken-Krieger frohlockend zurückgekehrt.

»Titlacahuan wird nicht wiederkommen! Er ging in Coatépéc verloren! Aus Angst bewegte er sich nicht von der Stelle, und auf einen Kampf wollte er sich nicht einlassen! Er zog es vor, bei den Tamemen zu bleiben. Es ist nicht dasselbe, ob man Pelota spielt oder mit dem

Feind um den Tod spielt! Titlacahuan kehrt nicht wieder«, teilten sie Huémac mit.

Und Huémac wurde fröhlich.

Er ging zu Quetzalcóatl und sagte zu ihm:

»Dein Eidam, der Tobeyo, war nur gut, um Jungfrauen in sich verliebt zu machen, um Pelota zu spielen und um zu lachen. Als wir wollten, daß er etwas Verdienstvolles täte, fiel er in Ohnmacht und blieb in Coatépec mit den Tamemen auf der Strecke, unter die er sich hatte flüchten wollen. Er war nicht der Richtige, um das Blut Quetzalcóatls fortzupflanzen. Schwere Kränkung hast du den Tolteken zugefügt, als du deine Tochter diesem nackten Wilden gabst! Aber die Bewohner von Coatépec haben für die Einwohner Tulas Gerechtigkeit geübt!«

Quetzalcóatl, der schon alt war und seit der Hochzeit seiner Tochter kränkelte, sagte nichts und sah Huémac nur fest an, bis dieser schwieg und den Raum verließ.

»Meine Tochter möge kommen!« gebot Quetzalcóatl. Sie trat vor ihn, schön wie nie zuvor. Er hatte sie nicht mehr gesehen, seit er eingewilligt hatte, daß man nach dem Tobeyo schickte. Eine große Rührung machte die Augen dessen naß, der schon alt war.

»Jetzt begreife ich, warum meine Augen an Stärke verloren haben. Du fehlst mir an meiner Seite. Seit du gegangen bist, fühle ich mich wieder fremd in diesen Landen. Ich bin allein, Tochter, und du auch!«

»Ich bin nicht allein, Herr! Titlacahuan wird bald zurückkehren, und ein Sohn von ihm bewegt sich in meinem Schoß.«

»Dein Sohn, meine Tochter! Ein Kind, das dich mir ent-

fremdet! Wie fern ich meinem Ursprung bin! Wie dünn mein Blut dahinfließt! Ich bin ein alter Mann, fern stehend und fremd in diesem Land, erfüllt von Sonne, deren Glanz meine Augen nicht mehr vertragen. Ein Kind, dessen Vater in Coatepec geblieben ist!«

»Ich verstehe nicht, was du sagst, Herr! Titlacahuan wird nicht in Coatepec bleiben, er wird zurückkehren, um seinen Sohn kennenzulernen. Er will ihn seinem Stamm vorzeigen.«

»Huémac hat mich unterrichtet, daß er bei den Tame-men geblieben ist, daß er nicht kämpfen wollte und daß er nicht mehr zurückkehren wird. Dein Sohn wird nur einen Großvater haben. Einen alten, welken Großvater, der sich bereits dem Ende seiner Tage nähert.«

»Die Zeit läuft für alle ab, Herr; aber sie wird Titlacahuan nicht mit sich nehmen, da seine Sendung in diesem Land noch nicht erfüllt ist. Er wird dein Nachfolger sein! Und nach ihm sein Sohn, der dein Enkel ist. So wirst du in diesem Land, erfüllt von Sonne, Wurzeln schlagen. Durch dich wird es dein Enkel in Zeiten sehen, da du nicht mehr bist. So wirst du, wie du beschlossen hattest, dich unsterblich machen, durch deine mit dem Land vollzogene Zeugung.«

»Titlacahuan mein Nachfolger! Er lebt nicht mehr, Tochter! Titlacahuan kehrt nicht wieder!«

Sie wurde blaß, und Tränen überschwemmten ihre Augen; aber sie fing sich bald wieder.

»Titlacahuan ist nicht tot, er kann nicht sterben! Er wird bald zurückkehren, und ich gehe noch diesen Augenblick, um ihn zu erwarten!«

Und sie ging und ließ den Alten zurück, der in seine große Trauer versank.

»Wie fern ist mein Ursprung! Wie nahe ist mein Ende! Meine Tochter! Mein Sohn! Was ist aus meinem Sohn



in der Unermeßlichkeit des Landes geworden? Tatlé!

Was ist aus Tatlé in der Feindseligkeit des Landes geworden? Ohne Tochter. Spore, Samen! Wie groß, wie gewaltig ist das Land! Wie groß ist die Last! Wie weit der Weg!«

Und an diesem Tag war er nicht fähig, sich zu kasteien. Er litt großen Schmerz in seinem Herzen, und in der Dunkelheit der Nacht und dem Schweigen der Einsamkeit weinten seine alten Augen immerzu.

Und am folgenden Tage kehrte Titlacahuan mit seinen siegreichen Tamemen zurück; sie trugen die Waffen der Leute aus Coatépec, und diese trugen ihre Lasten. Es war Mittag, und die Sonne strahlte stark. Sie kündigten ihr Kommen von weitem an, mit lauten Rufen und Pfiffen.

An der Spitze kam Titlacahuan, beinah nackt und nur mit einem Stock bewehrt. Auf seinem Gesicht war das verächtliche Lachen, das die Tolteken so sehr haßten. Huémac und seine Leute gingen hinaus, um sich zu unterrichten. Die Überraschung, das Mißfallen und die Furcht stritten in der Seele der Häuptlinge.

Titlacahuan stellte sich prahlerisch vor Huémac und seinem Gefolge hin.

»Huémac«, sagte er zu ihm, »deine Krieger sind große Krieger. Es war eine Freude zu sehen, wie sie hinter den Schmetterlingen herliefen. Ihre schönen Federbüsche wetteiferten mit den Blumen und den Flügeln. Welch ein schönes Schauspiel! Ihre Keulen müssen voller Blutenstaub und Staub von Schmetterlingen sein.

Dieser Stock, den ich in meiner Hand trage, ist voller Blut der Leute aus Coatépec. Von dem gleichen Blut.

Sieh her!« schrie er. Und in ein paar Sätzen schlug er drei der Gefangenen nieder, die mit zertrümmertem Schädel auf dem Boden um sich schlugen.

»Huémac! Das Blut der Feinde ist den Göttern angenehm, und deine lauen Krieger, geschickt darin, Schmetterlinge zu verfolgen und Blumen abzuschneiden, wollten es nicht vergießen. Sie ließen die Warenladung im Stich, und ausgerechnet der Pelotaspieler und die Lastträger, die Tamemen, mußten sie verteidigen und die Unternehmung vorantreiben.

Das sind die Berichte, die ich abstatte, Tolteken!«

Das Volk, das nicht mehr gewohnt war, Blut zu sehen, war beeindruckt und wurde unsicher.

Als Titlacahuan dies gewahrte, fuhr er fort und rief:

»Die Tolteken vertragen nicht mehr den Geruch des Blutes! Die Tolteken können dem Tod nicht mehr gegenüberstehen! Die Tolteken wissen nicht mehr vom Kampf, vom Leben, vom Blut und vom Tode! Freunde, lehren wir diese erschrockenen Leute den Wert des Todes und den Preis des Bluts. Tun wir etwas, das den Göttern angenehm ist!« brüllte er. Und in Verein mit den Tamemen begann er an Ort und Stelle die Gefangenen zu töten, die, ohne sich zu verteidigen, in alle Richtungen flohen.

Das Volk, erregt, begann zu rufen:

»Tod! Tod!« Und ohne sich dessen bewußt zu sein, fingen viele in der allgemeinen Verwirrung an, auch Gefangene zu töten.

Das Getümmel war so groß, daß es bis zu dem Hause Quetzalcóatls drang und seine Stille und seine Zurückgezogenheit störte.

»Was geht da vor?« fragte er. »Was bedeutet dieses Schreien, das bis hierher dringt?«

»Titlacahuan ist zurückgekehrt«, berichteten sie ihm.

»Er hat Gefangene mitgebracht und erschlägt sie vor den Augen Huémacs, der nicht weiß, was er tun soll. Das Volk ist aufgeregt und schreit: ›Tod! Tod!‹«

»Titlacahuan! Blutrünstiger Jaguar, Dämon Vater meines Enkels! Ich werde gehen! Ich werde vor das Volk treten. Meine Tochter soll mich auf dem Platz erwarten«, sagte er und verlangte eine Peitsche. Er legte seinen Federmantel um; er setzte seinen großen Feder schmuck auf und wurde in einem Tragsessel getragen. Als er auf den Platz kam, hatten sie bereits alle Gefangenen erschlagen und waren gerade damit beschäftigt, sie auf einen großen Haufen zu legen. Viele Tolteken halfen dabei. Die Tamemen tanzten zum Klang des Teponaxtle, und viele Tolteken taten es ihnen nach. Die meisten jedoch hatten sich zurückgezogen und sahen schauernd und entsetzt dem schrecklichen Schauspiel zu, in dem Staub unter der Sonne, die brütete, und vor dem Blut, das rann und rasch trocknete und sich mit dem Schmutz verband. Huémac hatte sich in Begleitung seiner Anhänger zurückgezogen.

Titlacahuan stand hochaufgerichtet neben dem Haufen toter Leiber. Man hatte ihm den Federbusch des Sieges aufgesetzt und seinen Körper mit gelbem und scharlachrotem Pulver gefärbt. Sie hatten ihn in Mäntel gekleidet und ihn mit großen Schmuckstücken verziert. Sie sangen Sieges- und Freudenlieder.

»Titlacahuan! Titlacahuan! Titlacahuan!« riefen sie.

Dann kam Quetzalcóatl auf seinem Tragsessel. Als er erschien, trat nach und nach Ruhe ein, bis jeder verstummt war. Nur die Sonne warf ihre Strahlen. Viele Jahre hatte das Volk ihn nicht gesehen. Es wußte nur von seiner Existenz; aber es hatte seine Gegenwart nicht verspürt, und die besaß noch Zauberkraft.

Sein Bart war weiß, und obwohl sein Antlitz faltig war,

machten die Bestimmtheit seiner Gesichtszüge und vor allem die Kraft seines Blicks auf alle tiefen Eindruck. Titlacahuan hörte zu lachen auf, als, von Entsetzen erfüllt, die Tochter Quetzalcóatl erschien.

Der Alte stieg vom Tragsessel herab, und er konnte sich noch vor Titlacahuan gerade aufrichten.

Sein Bart schimmerte, als ob er von Silber wäre.

Gebannt sah das Volk sie Auge in Auge gegenüberstehen.

Quetzalcóatl war es, der das Schweigen brach.

»Jaguar! Befleckter Jaguar! Das bist du, ein verfluchter, feiger Jaguar, voller Blut und Untat!

Tochter! Nicht dein Gatte ist zurückgekehrt! Zurückgekehrt ist dieser blutrünstige Jaguar, den ich nicht kannte und der durch das Fleisch und deine Begierde in meine Sippe eingedrungen ist! Sieh ihn dir an, wie er vor mir steht, mit dem fremden, getrockneten Blut zwischen seinen Krallen!

Jetzt kenne ich ihn, er hat die Aschenaugen der alten Zeit, die wiederkehren will! Aber noch ist sie nicht herangekommen!

Nein! Verfluchter Titlacahuan! Noch ist hier Quetzalcóatl! Du sollst in Tula nicht Eingang finden! Es ist nicht deine Zeit!

Ich bin Ce-Acatl Quetzalcóatl!« rief er und faßte die Peitsche, und mit jedem Schrei versetzte er Titlacahuan einen Hieb, der, überrascht, sich von den Mänteln und Schmuckstücken zu befreien suchte, die seine Bewegungen behinderten.

Die Tochter Quetzalcóatls umarmte ihren Gemahl, um ihn vor den Schlägen zu schützen und sie von ihm abzuhalten, hinderte ihn aber damit noch mehr in seinen Bewegungen.

Der Alte fuhr fort, zu schlagen und zu schreien.

»Ich bin Ce-Acatl, Quetzalcóatl! Dies ist meine Zeit! Dies ist mein Tula! Jaguar, verfluchter Jaguar!« – Und er schlug zu, bis das Paar der Länge nach auf dem Boden lag, in dem Staub, dem Blut der Männer aus Coatepec und dem Blut, das die Peitschenhiebe zum Fließen brachten.

Er hielt erst ein, als ihn die Kräfte verließen, und fiel in die Arme seiner Cocomes.

Das Volk erholte sich von seinem Staunen und fing an, die Gesänge der Federschlange zu singen, und erging sich in Lobpreisungen Quetzalcóatls, der beinahe bewußtlos auf dem Tragsessel fortgetragen wurde. Das ganze Volk folgte ihm bis zu seinem Hause.

Auf dem Platz blieben Titlacahuan und die Tochter zurück, umgeben von den Tamemen, die sie aufhoben und weit weg von Tula trugen.

Quetzalcóatl gelangte zu seinem Haus und schloß sich in seinen Gemächern ein.

»Allein, abermals allein in der Mitte des Landes«, sagte er. »Ohne Sohn, ohne Tochter, ohne Frau! Tula! Mein Tula! Mein Werk! Mein Blut! Tula ... !«

Und lange Zeit hindurch verließ er nur um Mitternacht seine Gemächer, um das Blut seiner Opferungen in der Quelle, Xiuhpacoya mit Namen, zu waschen.

Aber es kam das schreckliche Jahr Zweiundfünfzig, gerechnet von dem Tage, da Quetzalcóatl an das Ufer des Landes gekommen war. Er zählte schon über achtzig Jahre und war alt und war traurig.

Die Leute von Tula hatten ihn nicht wieder gesehen, seit dem Tag, an dem er Titlacahuan zu Boden geworfen hatte. Wie das Klima, wie die Umluft von Tula schwebte seine Gegenwart überall. Es war fast schon nicht mehr die Gegenwart des Mannes, sondern die des Namens. Tula, die Stadt Quetzalcóatls!

Er war alt, er war krank, er war zusammengeschrumpft. Er hatte gelernt, sich sogar aus der Einsamkeit seines eigenen Ichs zu entfernen. Stunden brachte er bewegungslos zu. Er war wie eine Blase, die, von Geschichte erfüllt und schon ohne Willen, in einer Kugel schwamm.

Nichts interessierte ihn mehr, nicht einmal der Schmerz. Weder der eigene noch der fremde. Nichts wollte er wissen, weder von den bösen noch von den guten Taten. Er wandte den Kopf ab, wenn man ihm vom Tod oder von Krankheit oder Elend oder Blut redete.<sup>23</sup>

Da er abwesend war, lockerten die Tolteken die Bindungen und die Vorschriften. Der Müßiggang und das Wohlleben verweichlichten das Fleisch und den Willen. Nur Huémac und seine Mannschaft von Kriegern erhielten die Einheit und Schlagkraft des Gemeinwesens aufrecht. Aber sie erschöpften sich darin und fanden unter den Einwohnern Tulas niemanden, mit dem sie die Abwehr hätten verstärken können.

Titlacahuan griff an und untergrub. Griff an und untergrub. Sein Sohn, der Enkel Quetzalcóatl, konnte ihn schon begleiten. Die Mutter, vergessen in den Höhlen mit allen anderen Frauen Titlacahuans, war unglücklich.

Aber Tula war schon zur Hälfte versehrt. Sein Reichum war gewaltig, und alle gelüstete es danach. Der Überfluß hatte die Tolteken abgestumpft, die ihre vielen Mußestunden mit immer ausgefalleneren Vergnügungen füllten.

Zuerst griff unter den Tamemen und Macehualen<sup>24</sup> und danach unter den höheren Klassen immer mehr der Ge-

brauch von Krautern um sich, die Halluzinationen verursachten. Aus dem Norden lieferte sie der Tobeyo, der mit seinen Angehörigen zurückgekehrt war und auf den Sieg zuarbeitete, indem er die Tolteken spaltete. Er sandte seine Kräuter. Er entsandte seine Leute, die immer mehr Anhänger für den Kult der Halluzination gewannen.

Die Macehualen, besonders aber die Tamemen, begehrten Titlacahuan zum Oberhaupt. Er begann, ein regelrechtes Heer aufzubauen, gebildet aus den Feinden Tulas, die es nach seinem Reichtum gelüstete: aus Chichimeken, die dem Kult der Halluzination anhingen, und auch aus unzufriedenen Tolteken, die das Herz Tulas noch mehr verdarben.

Huémac mußte der Lage, die immer heikler wurde, entgegentreten. Quetzalcóatl verschloß sich mehr als zuvor in sich selbst.

Es war schwierig, ihn daheim zu Gesicht zu bekommen.

Und wenn man vor ihm erscheinen durfte, war es schwierig, ihn zum Sprechen zu bringen. Er schwieg nur und schaute angestrengt drein.

Huémac lieferte die Schlachten und verteidigte jahrelang mit Erfolg Tula, dessen Reichtum nicht abnahm und immer begehrenswerter wurde, gegen seine Angreifer.

Als zu ihm die Nachricht drang, daß der große Angriff bevorstand, hatte Huémac Angst, weil Tula sich der Gefahr nicht bewußt war. Vertrauensselig tanzten, sangen, vergnügten sich die Bewohner und nahmen Rauschmittel. Huémac, der seinerseits die Last des Alters zu spüren begann, konnte in ihnen keinen Widerstandgeist wecken. Er war zu streng, zu trocken. Und so beschloß er, mit Quetzalcóatl zu reden.

Sogar ihn kostete es Mühe, Quetzalcóatl zu sehen. Er

hatte sich im Saal der Federn eingeschlossen. Aber Huémac ging zu ihm und sagte:

»Herr, Tula geht zugrunde! Tula geht seinem Ende entgegen! Von Norden kommt Titlacahuan mit großen Streitkräften; unsere Kräfte reichen nicht mehr hin. Unsere Leute verkennen die Gefahr, ihnen liegt nur daran, zu tanzen und den Reichtum zu verschwenden, den du geschaffen hast. Niemand macht eine Anstrengung, und ich kann nicht mehr.«

»Du bist schon alt, Huémac! Wie ich! Tula ist mächtig. Es wird wissen, wie es sich verteidigen muß.«

»Nein, Herr, es wird es nicht wissen! Tula ist mächtig, aber verderbt. Deine Abwesenheit hat ihm geschadet. Der Gemeinsinn, der alles errichtet hat, lebt nicht mehr. Niemand denkt mehr an alle. Nicht einmal du selbst, der zwischen vier Wänden sitzt, teilnahmslos. Herr, du mußt etwas tun, oder Tula geht zugrunde! Titlacahuan wird kommen und die Federschlange zu Boden werfen, um Tezcatlipoca auf den Thron zu heben.«

»Titlacahuan! Tezcatlipoca!«

»Etwas mußt du tun, Quetzalcóatl! Den Mut der Tolteken aufrichten; sie die Gefahr lehren, ihren Willen anstacheln! Sprich zu ihnen, Herr! Damit sie erkennen, daß Titlacahuan alles auf den Kopf stellen wird. Daß er aus dem Tag Nacht machen wird. Aus dem Leben Tod. Daß er wie ein hungriger Jaguar alles verschlingen wird. Sag es ihnen, Herr! Nur du kannst etwas für Tula tun.«

»Huémac«, entgegnete Quetzalcóatl, »seit langem kann ich nichts mehr tun. Nicht einmal für mich selbst. Es ist lange her, daß ich auch nur mit einem Menschen gesprochen habe. Unbegrenzte Zeiten bringe ich still, entleert von allem, sogar von der Gegenwart Gottes, zu! Ohne Schmerz, ohne Lust, ohne zu lieben, ohne zu hassen. Lange Zeiten nur erfüllt von meiner eigenen Abwesenheit.«



»Und Tula, Quetzalcóatl? Du bist nur von dir erfüllt, sogar in deinen Abwesenheiten. Und Tula? Und das Tula Quetzalcóatls, das jetzt von denen bedroht wird, die aus dem Norden herunterkommen und auf ihrem Weg alles dem Erdboden gleichmachen? Und Tula?«

»Tula! Huémac! Tula! Mein Leben ist von diesem Namen voll. Und wer ist Tula? Niemand von denen, die hier waren, als ich kam, begleitet mich jetzt noch! Alle sind davongegangen, alle sind tot! Aber Tula gibt es immer noch! Und noch immer bedarf es dieses alten Fremdlings. Was kann für Tula ein Einsamer tun?

Nichts, Huémac! Laß Tula seiner eigenen Entscheidung vertrauen!«

»Aber so verstehe doch, Quetzalcóatl! Tula ist zur Hälfte versehrt! Die Leute leben in Wahn durch die Kräuter deines Eidams. Die Wirklichkeit ist ihnen ein unsicherer Horizont geworden, dessen Raum die Gelüste ausfüllen. Tula geht zugrunde, Quetzalcóatl! Tula endet!«

»Auch ich ende, Huémac! Nicht lange, und der Kreis schließt sich. Wenig fehlt, damit die Schlange sich in den Schwanz beißt!«

»Du! Immer du!«

»Ich! Immer ich! Huémac! Das war meine Sünde! Quetzalcóatl, voll von Ce-Acatl!«

»Du bist schon alt, Quetzalcóatl! Ich würde dich um nichts bitten, wenn *ich* etwas tun könnte! Aber ich kann nichts tun; ich bin an meine Grenze gestoßen. Ich bin am Ende, wenn das Volk mir nicht hilft und die Verteidigung aufbaut. Ich bin verzweifelt. Ich liebe Tula von ganzem Herzen und will nicht, daß es zugrunde geht, will nicht, daß es zu einer Erinnerung wird in diesem Land. Ich will nicht, daß es zu einem Haufen Steine und Asche wird!«

»Steine und Asche! So fühle ich mich«, sagte Quetzalcóatl. »Aus Steinen und Asche gemacht.«

»Abermals du! Nur du! Und Tula? Ist an ihm nichts gelegen? Wach auf! Hinfälliger Alter! Um nichts würde ich dich bitten, wenn du nicht der einzige wärest, der die unberatenen Tolteken aufrütteln könnte! Wach auf, Alter! Tu etwas für Tula! Wach endlich auf, auch wenn du danach stirbst! Tu etwas! Du bist der einzige! Aber du kannst ja nur geifern und mit leerem Blick schweigen? Wen habe ich besucht! Du bist eine hohle und faltige Maske, von Asche und Erinnerungen voll! Quetzalcóatl! Staub, Ruine! Alter, Alter! Verfluchtes Alter, das alles untergräbt, alles stürzt, alles endet! Du bist ein armer, gebeugter, alter Mann, der von Selbstmitleid erfüllt ist. Tula hat Quetzalcóatl verloren! Es gibt Quetzalcóatl nicht mehr! Die Himmel mögen herabfallen, die Sterne erlöschen! Tula! Quetzalcóatl ist nicht mehr«, sagte Huémac. Und er ging weinend vor Wut und Verzweiflung von dannen.

Der Alte verharrte eine lange Zeit schweigend, mit verlorenem Blick und richtet sich langsam auf, näherte sich der Tür bis zu der Stelle, wo die Sonne hinkam, und betrachtete seine faltigen Hände, die voller dicker Adern und fleckig waren, und die gekrümmten Finger. »Alt, ich bin alt! Ich bin also alt! Meine Hände zittern wie meine Beine! Alt! Quetzalcóatl ist nicht mehr! Quetzalcóatl ist ein hinfälliger und feiger, alter Mann!« rief er aus. Und seine Cocomes liefen herzu. »Quetzalcóatl ist ein zitteriger Alter! Verflucht sei dieser zitterige Alte, der nichts tun kann für Quetzalcóatl! Tula ist allein! Quetzalcóatl ist ein alter Mann, der sich bemitleidet! Laßt uns weinen um Tula! Laßt uns weinen, Cocomes! Wie die Weiber weinen, und die Alten! Die Leute aus dem Norden kommen mit dem Gang des Jaguars

und dem Hecheln des Kojoten näher, und hier ist nur ein alter Mann, schrumpelig und schon besiegt, ehe der Kampf noch begonnen hat! Laßt uns um Tula weinen, das Tula des gebrechlichen Alten!«

»Herr«, sagten seine Cocomes zu ihm, »raffe dich auf! Du bist Quetzalcóatl! Du bist der Herr dieses Landes. Führe abermals dein Volk. Rede abermals zu den Deinen. Führe es zum Sieg. Weit ist das Land Tulas, und es darf nicht untergehen. Erbarme dich Tulas! Nimm abermals das Volk auf deine Schultern! Richte das Volk auf! Richte das Volk auf!«

Quetzalcóatl stand geraume Zeit zitternd da, aber am Ende reckte er sich empor und sagte:

»Ce-Acatl, Quetzalcóatl ist nicht vergangen. Noch schlagen zwei Herzen in seiner Brust. Weder die Zeit noch der Tod sollen den Willen eines Menschen besiegen. Quetzalcóatl wird Tula über die Zeit und die Niederlage erheben. Die Jaguare aus dem Norden mögen kommen! Hier steht Quetzalcóatl mit seiner Peitsche! Tula wird obsiegen!

Das Volk soll sich morgen auf dem Platz versammeln! Quetzalcóatl wird zu seinem Volke sprechen, und sei es auch zum letzten Mal!«

Und die Cocomes gingen jubelnd, um es Huémac zu sagen, der von Freude erfüllt wurde und das Volk zusammenzurufen begann.

Dies war der Tag, den Titlacahuan ausersehen hatte, um Quetzalcóatl zu besiegen. Er beschied einen Alten, der Ihuimécatl hieß, und sagte zu ihm:<sup>25</sup>

»Es ist notwendig, daß ich sein Volk verschone, wo wir leben müssen. Er ist nun alt«, setzte er hinzu, »und muß

jung sein wollen, da er immer Unsterblichkeit begehrte. Bring ihm zwei Dinge und betrüg ihn damit. Laß ihn seinen Körper sehen, damit er weiß, wie alt er ist, wenn er sich in einem Spiegel sieht. Und wir wollen ihm Pulque<sup>26</sup> mit Krautern geben, die Halluzinationen verursachen, damit er sich jung fühlt.«

Ihuimécatl ging mit einem großen Spiegel und verlangte, vor Quetzalcóatl geführt zu werden. »Sagt ihm«, sagte er zu den Wachen, »daß in diesen Augenblicken, in denen Tula Gefahr droht, jemand kommt, der Quetzalcóatl ergeben ist und der ihm seinen Körper geben will, damit er sich von neuem an die Spitze der Tolteken stellen kann.«

Quetzalcóatl, der in Betrachtung versunken war, weil er am nächsten Tag seinem Volke gegenübertreten wollte, wünschte niemanden zu sehen. Schließlich siegte der, der auf der sonderbaren Botschaft beharrte und gekommen war, um ihm seinen eigenen Körper zu geben, über seine Zurückhaltung, und Ihuimécatl mit dem Spiegel gelangte zu ihm.

Er trat ein und sagte zu ihm:

»Mein Herr Ce-Acatl, Quetzalcóatl, ich grüße dich und komme, Herr, um dich deinen Körper sehen zu lassen.«

»Sei willkommen, Großvater. Woher kommst du? Was hat das mit meinem Körper auf sich? Laß sehen . . .«

Ihuimécatl sagte daraufhin: »Herr, ich bin dir ergeben. Ich komme vom Fuße des Nonohuáltépetl. Schau, Herr, deinen Körper!« Darauf gab er ihm einen Spiegel und sagte zu ihm: »Sieh dich an und erkenne dich! Wie du im Spiegel erscheinst.«

Hierauf sah sich Quetzalcóatl. Er erschrak sehr und sagte: »Wenn mich meine Untertanen sähen, würden sie womöglich davonlaufen« – wegen der vielen Warzen auf seinen Augenlidern, den tiefen Höhlen seiner Au-

gen, seinem faltigen und mißgestalten Gesicht. »Niemand mehr werde ich meine Untertanen sehen, denn ich werde hierbleiben.«

»Was sagst du da, Herr? Sei nicht betrübt. Aus demselben Land, aus dem dieser Spiegel stammt, in dem du dich alt erblickst, kommt der Trank, der dich jung macht. Erlaube mir, meinen Bruder Coyotlináhual zu rufen, damit er ihn dir noch heute, in dieser Nacht, herbeibringt und du dich, wenn du ihn trinkst, morgen stark und mutig an dein Volk wenden kannst.«

»Was redest du für ungereimtes Zeug! Ich bin alt, weil die Zeit verstrich, und es gibt keinen Saft, wie zauberkünftig er auch sein mag, der mir zurückgibt, was mir die Zeit genommen hat.«

»Du mußt wissen«, sagte Ihuimécatl, »daß es einen Ort gibt, wo sich die Erde und die Zeit in einem und demselben Mittelpunkt vereinigen, und dort entspringt der Saft, den ich dir hier anbiete.«

»Torheiten«, sagte Quetzalcóatl.

»Es mögen Torheiten sein«, entgegnete Ihuimécatl, »doch es sind Wahrheiten wie die dieses Spiegels. Vor allem aber, Herr, dieser ergebene Diener, der dir die Wahrheit über deinen Körper in diesem Spiegel bringt, will nur Tulas Glück. Was kannst du verlieren, wenn du von Coyotlináhual das Getränk annimmst? Fürchtest du zu sterben? Du bist schon alt, und dein Herz wartet nur auf den in der Schmach deiner Falten verborgenen Tod. Koste, Herr! Was kannst du schon verlieren? Du wirst morgen nicht ausgehen und die Ehre verlieren und Tula verlieren. Versuch es, Herr! Was kann ein alter Mann verlieren?«

»Es sei«, sagte Quetzalcóatl lächelnd. »Coyotlináhual mag kommen! Was kann ein alter Mann verlieren, der schon alles verloren hat! Soll er kommen!«

Und tief in der Nacht kam Coyotlináhual. Er trug das Getränk in Honigkrüglein.

Quetzalcóatl war wieder in tiefe Betrachtung versunken, als man ihn wissen ließ, daß Coyotlináhual gekommen war, und er befahl, daß man ihn vor ihn bringe.

»Ich bin Coyotlináhual«, sagte dieser zu ihm, »der Bruder des Ihuimécatl. Ich komme wie er vom Fuße des Nonohualtépec; ich bringe dir das Getränk der Jugend, das deinem alten Herzen Kraft geben wird und dich wieder mächtig macht, zum Wohle Tulas.«

»Viel weiß ich und vieles habe ich gesehen«, versetzte Quetzalcóatl, »doch ein Getränk, wie du es beschreibst, kann es nicht geben. Aber ich sagte schon, ich würde es trinken. Was kann ein Alter an dem Tag verlieren, an dem er sich bewußt wird, wie gebrechlich er ist?«

»Koste es von deinem kleinen Finger, denn es ist kräftig, es ist ein schwerer Wein.«

Quetzalcóatl kostete es von seinem Finger; es schmeckte ihm und er sagte: »Ich will drei Mundvoll davon trinken.«

Coyotlináhual verleitete ihn, mehr zu trinken.

Und nachdem Quetzalcóatl getrunken hatte, gab Coyotlináhual allen Cocomes »fünf Schalen jedem einzelnen, die sie tranken und von denen sie völlig betrunken wurden«.<sup>27</sup>

Ayn! Ya! nyya! inye! an!

Die Sonne und ihre Farben barsten in allen Ringen. Die Augen waren stark und konnten sie ansehen. Die Sonne in der Mitte des Teuhtlampa.

Ayn! ya!

Cíhuatl! Cíhuatl! Komm und trink mit mir den Saft des Lebens und der Unsterblichkeit! Ya! inye! Schon kommt Cíhuatl, schon kommt Cíhuatl! Sie soll kommen! Ayn! ya!

Die Welt faltet sich, und du bist in der anderen Hälfte. Ich gehe schon! Ich trinke dir zu! Ich werde für dich gehen! Ayn! ya!

Heftig sind die Farben; aber kräftiger die Augen. Sie kommen aus dem Nabel aller Dinge und verschwinden hinter dem Rot. Cíhuatl, wir wollen unsterblich sein! Ich werde dich immer lebend, immer jung erhalten! Laß uns trinken! Cíhuatl! Nippen wir an Honigschalen. Mächtig ist die Welt, und gewaltig ist die Sonne. Erfüllt sind die Horizonte mit allen Farben. Schön sind die Vögel und weit ist ihr Flug; er entfaltet sich als Wolke und umfaßt meine ganze Sphäre.

Aus dem Norden kommt der gefleckte Jaguar, der meine Tochter verschlungen hat. Mächtiger gefleckter Jaguar, der der Sonne entspringt. Ich werde ihn mit dem Kopf voran zu Boden werfen! Ich werde ihn schlagen! Gewaltig bin ich wie der Mantel Tulas, wie die Wolke, wie der Arm des Meeres. Grün bin ich und hochrot.

Brüder Cocomes! Bringt mir den Federmantel und meine Abzeichen und meine Fahne. An der einen Hand werde ich meinen Sohn führen, den kleinen Maiskolben mit dem maisgelben Haar. An der anderen Hand soll Tatle gehen. Ich werde die Zwillinge dem Volke weisen!

Acatl, Acatl! Bruder, komm und kündige mein Kommen an!

Sie sollen Feuerstein bringen. Fünf Stücke Feuerstein werden Titlacahuan zu Fall bringen, den Schlächter.

Die Sonne ist schön und erwärmt alle Farben meines Leibes. Ich bin stark. Ich bin, der gekommen ist.

Ich bin, der ich bin!

Ayn! ya! Yn! ya! Inye! An!

Tolteken, die auf beiden Hälften steuern!

Ich bin, der ich bin!

Ich bin jemand!

Fünf Stücke Feuerstein schleudere ich auf den Rumpf des Jaguars! Fünf Stücke, die ihn zerstören werden in der Nacht! Fünf!

Ayn! ya! Yn! ya! Inye! An!

Mächtig ist der Herr Quetzalcóatl! Er bringt den Wind des Ostens. Er bringt den Regen und trennt die Hälften.

Mächtig bin ich! Ce-Acatl, Quetzalcóatl! Herr der beiden Hälften!

Tula, Tula, mein Tula! Immer wirst du sein! Es wird nicht geben Steine noch Asche. Diese schöne und heiße Sonne, sie wird dich immer jung erhalten. Tula! Cíhuatl! Tochter!

Der Wind von Osten! Der Wind soll kommen!

Ayn! ya!

Cocomes! Empor, um herabzufliegen!

Wir sind groß, Ce-Acatl, und aus Stein gemeißelt durch die Sonne, den Wind und den Regen!

Der Wind soll kommen!

Der Wind soll kommen!

Finsternisse!

YohaliEhecatl!

Wind und Finsternisse!

Das erschrockene Volk sah ihn mit seinem Gefolge von Trunkenen schreiend heraustreten. Eine groteske Maske, grün und grellrot, bedeckte sein faltiges Gesicht. Er war



halbnackt und zeigte, wie gebrechlich sein Körper war. Er wollte zu der Pyramide gelangen, und seine Cocomes stürzten den Tragsessel um, ehe er abgestiegen war. Huémac hob ihn vom Boden auf und trug ihn auf seinen Armen fort wie ein Kind, und er begriff, daß Tula verloren war.

Tezcatlipoca war gekommen!

Vier Tage lag Quetzalcóatl wie tot. Huémac hatte ihn in einen Steintrog gelegt, und dort ließ er ihn. Er ging davon, um die Verteidigung von Tula vorzubereiten. Titlacahuan und seine Heere waren nahe, und bei ihnen Ihuimécatl und Coyotlináhual, die untereinander lachten und über den Alten spotteten.

Am fünften Tage wachte Quetzalcóatl auf und sagte, sobald er reden konnte:

»Böse Rechnung eines Tages außerhalb meines Hauses. Mögen Rührung empfinden, die nicht hier sind. Es soll hier sein und singen nur der, der den Körper der Erde besitzt.«

Als Quetzalcóatl dieses sagte, wurden alle seine Cocomes traurig und weinten. Hierauf sangen sie: »In fremdem Haus noch hatten sich nicht bereichert meine Herren. Quetzalcóatl hat kein Haupthaar aus Edelsteinen. Das Kreuz ist vielleicht makellos an irgendeinem Teil. Da ist er ja. Wir wollen weinen.«

Quetzalcóatl weinte nicht. Er stand eine lange Zeit in Betrachtung versunken und sagte:

»Mein Kreuz ist vielleicht makellos an irgendeinem Teil.

Ich werde gehen, um zu sehen. Ich werde zu dem Ufer zurückkehren. Ich werde davongehen, ich werde nicht

Ursache für Krieg und Zerstörung sein. Eine vollständige Wendung haben die Grenzenlosen um sich selbst vollzogen, und der Kreis hat sich vollendet. Die Stunde des Aufbruchs ist da. Mein Vater ruft mich. Ich werde gehen, um zu sehen, ob das Kreuz makellos ist. Ich werde zu dem Ufer zurückkehren.

Ich will das Volk verlassen, ich gehe davon.<sup>27</sup>

Schließt überall zu.« Er ließ das Haus leer, das des Herzens des Volkes gewesen war, in dem viele Jahre hindurch Ce-Acatl Quetzalcóatl geweilt hatte. Hier lebte er. Hier zeugte er. Hier berauschte er sich. Von hier geht er davon, alt und besiegt.

Danach gebot er, alle Kleinode aus Gold, Silber, Türkis, Federn und Muscheln zu verbrennen.

Und in der Nacht des fünften Tages, ohne daß es jemand bemerkt hätte, und begleitet von fünf jungen Burschen, verließ er Tula.

Zweiundfünfzig Jahre war es her, daß er an das Ufer gekommen war. Die Tränen liefen ihm in den Bart.

## Die Weissagung

Und er kam durch Cuauhtitlán und taufte dort auf den Namen »Ahuehuetec« (der Alte) einen großgewachsenen Baum, der voller zum Trocknen aufgehängtem Heu war, in dem er sein eigenes Los erkannte.

Seine Cocomes hatten bemerkt, daß er gegangen war, und sie gingen, um ihn einzuholen, und auf dem ganzen Weg, den er ging, »spielten sie Flöten und andre Instrumente«.<sup>28</sup>

Und er kam durch Tlalnepantla, wo er auf einem Stein den Abdruck seiner Hand hinterließ, an dem Ort, der seitdem Temacpalco heißt.

Seine Cocomes fragten ihn: »Wohin gehst du, Herr?«

»Ich gehe zum Reich von Tlapala<sup>29</sup>, das an der Ostseite liegt. Mich ruft mein Vater. Zu ihm gehe ich.«

»Und Tula, was wird aus Tula? Wem vertraust du es an? Wer wird Buße tun?«

»Ich habe es schon verloren«, erwiderte Quetzalcóatl.

»Es steht nicht mehr in meiner Obhut. Alles wendet sich gegen mich. Alles habe ich verloren. Meine Zeit ist gekommen, und ich gehe zu meinem Vater, kehre an meinen Ursprung zurück. Die Schlange beißt sich in den Schwanz, und es ist Zeit, daß sie beginnt, sich selbst zu verschlingen.«

Und er kam an der Quelle vorbei, die seitdem Coapan heißt (Schlangenvasser), weil er gebot, daß sie die Instrumente und Kleinode dahinein werfen sollten, die die Cocomes mitgenommen hatten.

Und er kam zwischen Ixtlaccihuatl und Popocatepetl vorbei, den hohen schneebedeckten Bergen, und dort starben viele seiner Cocomes vor Kälte, woraufhin er

beschloß, daß ihn nur noch die fünf Jünglinge begleiten sollten.

Und so kam er durch Cholula, wo ihn die Menge erkannte und bat, bei ihnen zu bleiben.

Aber er wollte es nicht tun. Er ließ in seinem Namen einen der ihn begleitenden Jünglinge zurück, der mehr als zwanzig Jahre das Priesteramt der Federschlange ausübte und den Namen Quetzalcóatl einführte und verbreitete.

Und so gelangte er von Ort zu Ort, von Trauer zu Trauer an das Ufer des Meeres, an die Stelle, wo sich ein großer Fluß, der Coatzacoalcos, ins Meer ergießt.

Und er wollte nicht mehr weiterziehen.

»Dies ist mein Ufer. Weiter weg liegt Osten, das Haus meines Vaters, wohin ich gehe, wohin ich zurückkehre.«

Es war die Zeit des Jahres, in der der Wind stark aus Norden bläst und es kalt ist.

Mit den vier Jünglingen ging er daran, ein Floß aus Baumstämmen zu bauen. Er wollte, daß die Stämme so behauen würden, daß sie Schlangen glichen, und so geschah es.

In der Nacht, die dem Tag vorherging, den er zum Aufbruch bestimmt hatte, wehte ein rauher Wind, der in den Bäumen heulte und den Sand des Strandes forttrieb. Quetzalcóatl, der sich schrecklich matt fühlte, so sehr, daß er schon den Tod herbeiwünschte, legte sich nieder, den Bauch an die Erde gepreßt, öffnete die Arme zu einem Kreuz und küßte und biß die Erde voller Verzweiflung, während seine alten Augen zum letzten Mal weinten.

»Land, mein fremdes Land! Endlich bin ich an deinem allerletzten Ufer, in meinen allerletzten Augenblicken abermals, wie früher, wie immer! Land und Zeit!

Bald muß ich scheiden, wie Ce-Acatl geschieden ist, er

durch das Feuer, ich durch das Wasser. Wasser und Feuer!

Von hier aus sehe ich mit meinen alten geschlossenen Augen alles, was zurück liegt, und nichts, was vor mir ist.

Welt, meine Welt, die in Aufruhr ist! Sohn, mein Sohn, der sich verliert! Tochter, meine Tochter, die sich verliert! Frau, meine Frau, die sich verliert! Tula, Tula! Mein Tula verliert sich! Schon bald werde auch ich mich, ich weiß nicht wo, verlieren. Ich, mein Ich, das sich verliert! Quetzalcóatl verliert sein Ich!

Alles, alles ist in Aufruhr und wendet sich gegen sich, gegen den anderen, gegen mich. Meine Welt ist in Aufruhr, meine Schöpfung entgleitet mir, und der Kreis schließt sich. Alles verschlingt sich. Alles! Die Zeit gegen die Erde. Der Stein gegen das Nichts. Die Pflanze gegen den Stein; das Tier gegen die Pflanze; der Mensch gegen das Tier; die Götter gegen den Menschen. Und Gott. Wo ist Gott? Wer ist jener, der sich nicht auflehnt? Wer ist jener, der jenseits des Omeyocan, jenseits des Orts Zwei, jenseits aller Möglichkeiten ist? Wer der Unbewegliche?

Gott! Gott! Vor dir, jetzt, jetzt, da ich noch ich bin; da ich jemand bin; da ich der bin, der noch ist. Und danach? Und danach? Und morgen?«

Und es gab ein langes Schweigen, als der Wind ein wenig abflaute, und da rief Quetzalcóatl den vier Jünglingen zu:

»Ce-Acatl Quetzalcóatl, Erstes Rohr der Federschlange. Dies bin ich, und noch bin ich! Hört! Jetzt sehe ich nach vorn. Mein Abschied ist bald, und ich werde ihm allein gegenüberreten. Bald gehe ich dahin, wo mein Vater weilt. Ich werde allein davongehen. Mein Abschied geht nur mich an.

Hört! Hört! Und danach verkündet es in dem Land,  
weil meine Rückkehr das Land betrifft!

Ich werde zurückkehren! Ich werde zurückkehren! Ich  
liebe dieses mein fremdes Land, in dem ich zweiund-  
fünfzig Jahre lebte, sündigte, sühnte.

Ich werde zurückkehren! Meine Brüder werden kommen!

Hört! Hört!

Die Götter werden sich in böse Geister verwandeln!

Die Könige in Vasallen!

Die Sklaven in nichts!

Eure Götter werden einstürzen. Ohne Hoffnung betet  
ihr sie an.<sup>29</sup>

So werden die Anbeter Tezcatlipocas denken.

Ich sehe, sehe jetzt, wie dann sie sehen werden!

Hört, hört. Hört, wie sie sehen werden! Was sagen werden  
die Anbeter Tezcatlipocas:

›Dieses ist die Nachricht... Sie kommen.‹

Und alle Welt, das ganze Volk fürchtet sich, gerät beinahe  
in Aufruhr, als ob die Erde sich bewegt habe; als ob die Erde  
zitterte, als ob alles vor den Augen kreiselte.

Es herrscht der Schrecken.

Es herrscht Verzweiflung. Sie verzweifeln. Sie versammeln  
sich, um zu beratschlagen, es bilden sich kleine Gruppen,  
in denen man weint, heftig weint; sie lassen den Kopf hängen;  
sie grüßen sich unter Tränen; sie grüßen sich weinend; sie  
versuchen sich zu trösten; sie lieblosen den Kopf der kleinen  
Kinder, und die Väter sagen: ›Unglück, meine Kinder! Wie werdet  
ihr dies ertragen können, was über uns gekommen ist, was sich  
jetzt ankündigt?‹

Und die Mütter sagen: ›Meine Söhne! Wie werdet ihr ertragen  
können, was ihr an Schrecklichem sehen werdet? Was über uns  
kommen wird?‹<sup>30</sup>

Was wird über uns kommen? Wer bleibt noch aufrecht stehen? Ach, früher bin ich es gewesen! Mein Herz ist erfüllt von Todesangst, fast getaucht in Ajipfeffersoße, die mich verbrennt, mich beißt.<sup>31</sup>

Sie kommen.

Sie waren bereits angelangt.

Sie gehen in großer Menge, gehen wie eine Sturzflut, wirbeln den Staub auf. Ihr eiserner Stab, ihre Lanze, die funkelt, und ihr gebogenes Schwert aus Eisen wie Wasserwellen, wie bloße Trommelschellen ihre eisernen Hemden. Ihr Helm aus Eisen.

Und einige völlig in Eisen gekleidet, machen sich zu Männern aus Eisen; sie gleißen.

Reines Eisen bildet ihr Kriegsgewand, mit Eisen bekleiden sie sich, mit Eisen schützen sie den Kopf; aus Eisen besteht ihr Schwert, aus Eisen ihr Bogen, aus Eisen ihr Schild, aus Eisen ihr Speer.

Und ihre Hunde laufen voraus. Sie laufen vor ihnen her, stehen auf den Füßen vor ihnen, liegen vor ihnen. Sie kommen keuchend. Der Schaum tropft ihnen aus der Schnauze. Und ihre Hunde sind sehr groß und haben Hängeohren, große hängende Zungen, Augen wie Feuer, wie Flammen; klare gelbe Augen; einen straffen Bauch, einen aufgeblähten Bauch, einen löffeiförmigen Bauch. Wild wie Dämonen, immer hechelnd, immer mit hängender Zunge, getüpfelt; wie getüpfelte Jaguare.

Und ihre Körper sind von allen Seiten eingehüllt. Nur ihr Antlitz ist sichtbar, vollkommen weiß.

Kalkige Gesichter sind es, mit gelbem Haar; einige mit schwarzen Haaren.

Ihr Bart ist lang und auch gelb. Sie haben gelbe Barte.<sup>32</sup>

Sie sind Söhne der Sonne. Sie sind bärtig. Aus dem Osten kommen sie; wenn sie zu diesem Land kommen, sind sie die Herren dieses Landes. Sie sind weiße Men-

sehen, der Anbeginn der Zeit ... Bereitet euch! Schon kommt der weiße Zwilling des Himmels; schon kommt das Kind ganz weiß; der weiße heilige Baum wird vom Himmel herniedersteigen. Bei einem Schrei, auf eine Meile hin seines Weges werdet ihr sein Vorzeichen sehen, ach, Dämmerung wird über uns fallen, wenn sie kommen! Große Sammler von Hölzern, große Sammler von Steinen, die weißen Sperber der Erde. Sie zünden Feuer an auf der Spitze ihrer Hände und verbergen zur gleichen Zeit ihr Gift und ihre Stricke, um ihre Väter zu erhängen. Empfängt eure bärtigen Gäste, die das Zeichen Gottes mit sich führen. Sie kommen, um seine Opfergabe zu erbitten! Die Erde wird glühen! Es werden weiße Kreise am Himmel erscheinen, an dem Tag, der kommen muß. Er nähert sich schon. Es werden Sklaven die Wörter sein, Sklaven die Bäume, Sklaven die Steine, Sklaven die Menschen, wenn sie kommen. Er wird kommen, und ihr werdet ihn sehen. Es wird sich mit Trauer erfüllen die Welt. Es wird erschauern der Flügel dieser Erde und erschauern der Mittelpunkt dieser Erde an dem Tage, da sie kommen.<sup>33</sup>

Und ihre Hirsche tragen sie auf ihren Rücken, so daß sie die Höhe der Dächer haben.

Ihre Reihen sind von Pferden gebildet, die Reiter auf ihren Rücken. Sie tragen Glöckchen, sie kommen mit Glöckchen; die Glöckchen schrillen beinah, die Glöckchen schrillen, die Rösser wiehern, sie schwitzen stark, das Wasser läuft fast unter ihnen. Und der Schaum ihres Mauls tropft auf den Boden. Wie Seifenschaum tropft er. Und beim Laufen machen sie ein großes Getrappel, machen sie ein Geräusch, so wie wenn jemand Steine würfe. Im Augenblick verkehrt sich die Erde, wo sie den Fuß heben, in lauter Stücke, wo sie ihren Fuß heben, ihren Vorderfuß.



Alles zerbricht. Man sieht, daß es donnert, daß es blitzt, der Rauch sich ausbreitet, der Rauch sich senkt. Es wird Nacht durch den Rauch, der Rauch legt sich auf die ganze Erde, kriecht über das ganze Land, bis es nach Schwefel riecht, der den Verstand, das Bewußtsein raubt.<sup>34</sup>

Der traurigste Stern schmückt den Abgrund der Nacht. Alles verstummt vor Schrecken in dem Haus der Traurigkeit. Schauerhafte Trompete tönt dumpf in der Vorhalle des Hauses der Edelleute. Die Toten verstehen nicht. Die Lebenden werden verstehen.<sup>35</sup>

Alles ist wie tot.. .

Laßt alles ihm! Verflucht soll er sein! Was wollt ihr anderes tun? Wir werden endlich sterben! Bald schon werden sie uns auslöschen! Bald schon werden wir den Tod sehen!

Was habt ihr hier noch verloren? Es wird kein Mexico mehr geben! Es ist ein für allemal vergangen.

Geht fort, es ist nicht mehr viel Zeit.<sup>36</sup>

Dies, dies wird kommen, dies wird eintreffen.

Und danach wird eine neue Zeit beginnen. Aber dahinter sehe ich nichts, höre ich nichts. Sie werden kommen.«

So sagte Quetzalcóatl und setzte nichts hinzu bis zum folgenden Tag.

## An dem Ufer der Ruhe

Der neue Tag zog fast schwarz herauf. Eine dunkle und tiefe Wolke hatte sich zwischen das Meer und das Land gelegt. Der Wind heulte, und große Wellen peitschten den Strand. Sand und Schaum vermischten sich in einer und derselben Bö.

Der Wind, der starke Wind zauste den weißen Bart Quetzalcóatl's, als er sich vom Boden aufrichtete und die Jünglinge weckte.

»Wir müssen nur noch den Baum auf mein Schlangenfloß stellen. Helft mir, ihn zu bearbeiten.«

Und so taten sie es, und damit fertig, richteten sie das Kreuz auf dem Floß auf. Daran befestigte er seinen Mantel, der im Winde peitschte.

Er war nackt, wie er gekommen war. Sein altes Fleisch bedeckte sich mit Schaum, wie mit Schuppen. Dann sagte er:

»Jeder Mond, jedes Jahr, jeder Tag, jeder Wind wandert und geht auch vorüber. Auch jedes Blut gelangt an den Ort seiner Ruhe, wie es zu seiner Macht und seinem Thron gelangt.<sup>37</sup>

Ich hatte Thron und ich hatte Macht. Stark rann mein Blut, das jetzt Ruhe will. Gekommen ist mein Jahr, gekommen mein Tag. Ich gehe zum Wind, ich gehe zum Meer. Ich gehe davon. Ich werde aufbrechen zum Ort meiner Ruhe. Ich bin schon an dem Ufer.«

Die Jünglinge, feierlich, legten ihre Mäntel ab, die der Wind davontrug, als wären sie Blumen, als wären sie Schmetterlinge.

Sie küßten die Füße Quetzalcóatl's, der seine alten, zitterigen Hände auf ihre Köpfe legte.

Dreimal versuchten sie, das Floß ins Meer zu schieben, und dreimal brachte das Meer es zurück. Beim vierten Mal bat er sie, ihn ans Kreuz zu binden, und so, gebunden, auf einer großen Woge, entfernte sich auf dem Schlangenfloß Quetzalcóatl, endlich vereinigt mit dem Baum des Universums.

Mexico, D. F., 31. März 1965

## Epilog

Als er die Ankunft der Flotte des Hernán Cortés erfuhr, sagte Moctezuma, der Herr über die Azteken: »Es ist unser Herr Quetzalcóatl, der gekommen ist, weil so sein Wille war, daß er wiederkehrte, daß er kommen würde, daß er von neuem seinen Thron einnähme.«<sup>38</sup> Als er sich mit Hernán Cortés traf, sagte der unselige Moctezuma:

»O, unser Herr, mit Mühsal und Beschwerde ist es dir gelungen, nach Mexico zu kommen, zu unserem Haus. Komm und setze dich auf deine Matte, deinen Sessel, den ich kurze Zeit für dich gehütet habe. Weil deine Untertanen fortgegangen sind, die Könige Izcóatl, der alte Moctezuma, Atzayacatl, Tízoc, Ahuízotl, die ihn nur eine kleine Zeit für dich gehütet und die Stadt Mexico regiert haben, unter deren Schutz dein Volk hier lebte. Vielleicht können sie eines Tages die besuchen, die sie überleben! Ach daß doch einer von ihnen staunend sähe, was über mich gekommen ist, was ich jetzt sehe, der Nachkomme unserer Herren; weil ich nicht träume, es nicht im Traum sehe, es nicht träume, daß ich gesehen, daß ich dein Antlitz gesehen habe!«

Die Gefährten Cuauhtémocs, des »*Gefallenen Adlers*«, des letzten Aztekenkönigs, sagten:

»Und als er den Schild senkte und wir besiegt waren, war es das Jahr Zeichen Drei und in der Zählung der Tage *Uno Serpiente* (Eine Schlange).«<sup>39</sup>

Am 14. April 1823, als die Unabhängigkeit bereits zustandegekommen war, dekretierte der Oberste Mexikanische Konstituierende Kongreß:

»Das Wappen soll der *Mexicanische Adler* sein. Er soll

mit dem linken Fuß auf einem Nopal stehen, der aus einem Felsen zwischen den Wassern der Lagune herauswächst, und mit dem rechten eine *Schlange* gepackt halten und im Begriff sein, sie mit dem Schnabel zu zerstückeln; und dieses Wappen sollen zwei Zweige säumen, ein Lorbeerzweig und ein Eichenzweig, entsprechend der Zeichnung, die die Regierung der ersten Verteidiger der Unabhängigkeit verwendete.«

Ich habe den Epilog am 2. Mai 1965 im Palacio Nacional beendet.

*José López Portillo*

Ich habe, um die legendäre Gestalt Quetzalcóatl (Federschlange) zu erforschen, zu den bekanntesten Quellen gegriffen: der *Historia de las Cosas de la Nueva España* (Geschichte der Begebenheiten Neu-Spaniens) von Fray Bernardino de Sahagún; dem *Código Chimalpopoca* (Codex Chimalpopoca mit den Annalen Cuautitláns); der *Monarquía Indiana* (Monarchie der Indios) von Juan de Torquemada; dem *Codex Borgia* und, ergänzend, zu den *Obras Históricas* von Fernando de Alba Ixtlixóchitl und der *Historia Antigua de México* von M. Veytia.

Als Grundlagenwerke benutzte ich die *Dinámica Histórica de México* (Geschichtliche Dynamik Mexikos) und *Lo Verdaderamente Extraño y Sobrenatural en la Conquista de México* (Das wahrhaft Sonderbare und Obernatürliche an der Eroberung von Mexiko), beide von meinem Vater, Ing. José López-Portillo y Weber (veröffentlicht von der Academia Mexicana de la Historia in ihrem Bibliographischen Bulletin).

Beim Studium der Gestalt Quetzalcóatl erfährt man, daß dieser Name zuerst einem der Götter gegeben wurde, die den Dualismus in der Indianischen Theogonie verkörpern. Dieser Gott hält zusammen mit Tezcatlipoca den Kreislauf eines zur universalen Verwandlung führenden Kampfes in Bewegung. Der Dualismus Quetzalcoatl-Tezcatlipoca weist Ähnlichkeiten mit dem orientalischen Mazdanan und im weiteren Sinn mit dem Manichäismus auf. Er könnte als der permanente Kampf zwischen zwei Prinzipien schematisiert werden, wobei eines das Gute und das andere das Böse verkörpert, mit der beunruhigenden Vorstellung, daß jedes von ihnen sein Gegenteil erzeugt. Es ist hier nicht der Ort, um dieses Thema zu vertiefen.

Wir stoßen ferner darauf, daß der Name Quetzalcóatl einer mysteriösen Gestalt gegeben wurde, die in der Tragödie der Conquista Mexikos gegenwärtig ist, ganz besonders in der feinen und gequälten Psychologie des unglückseligen Moctezuma, der auf die Rückkehr Quetzalcóatls wartete, um ihm die Macht zu übergeben, wie es die Oberlieferung gebot. Es handelt sich um einen weißen Mann mit schwarzem, rundem Bart, mit großen Augen, breiter Stirn und stattlicher Gestalt, wie ihn Torquemada beschreibt; der von Osten gekommen ist, dazu beitrug, Tula und Cholula zu zivilisieren; viele Jahre in diesen Ländern blieb und, verfolgt von Priestern eines anderen Kults, der zugleich der des Tezcatlipoca war, bis zum Ufer des Meeres floh und in Coatzacoalcos die An-

kunft weißer und bärtiger Männer aus dem Osten weissagte, die kommen würden, um die Macht zurückzuerobern, und danach, einigen Versionen zufolge, auf dem Meer in einem Schlangenfloß davonfuhr, anderen zufolge sich in einen Scheiterhaufen stürzte, der ihn verzehrte, während sein Herz zersprang und zum Himmel auffuhr, um dort den Morgenstern zu bilden. Er ist eine der Bedeutungen des eigenen Namens, der sich wörtlich mit Feder-*schlange* übersetzt.

Schließlich stoßen wir darauf, daß den Namen Quetzalcóatl die verschiedenen Priester erhielten, die den Kult dieser Gottheit pflegten. In den genannten Quellen werden darum Taten der Priester aufgeführt, die sich mit der Vielzahl jener der Gottheit oder der Person zugeschriebenen vermischen, auf die wir uns beziehen. In diesem Werk behandeln wir im wesentlichen die menschliche Gestalt der geheimnisvollen Person mit den begrifflichen Implikationen des philosophischen Prinzips, das sie innerhalb der Indianischen Theogonie verkörpert.

Die Quellen sind besonders reich an Material, das sich auf den kritischen Augenblick des Kampfes bezieht, den die Priester Tezcatlipocas liefern, um die Vertreibung Quetzalcóatls zu bewirken. Man kann Sahagún und die schöne Passage des Codex Chimalpopoca zu Rate ziehen, wo er davon auf einzigartige Weise handelt.

Für das Kapitel »Die Weissagung« haben wir uns des Verfahrens der Integration bedient, das darin bestand, die prophetischen Passagen aus folgenden Werken zu einem einzigen durchgehenden Vortrag zu verbinden: die prophetischen Passagen aus dem *Chilam Balam* vom Chumayel, die echte Weissagungen sind; einige stauende Äußerungen Moctezumas und die von Sahagún zitierte Erzählung der Begleiter Cuauhtémocs. aus der eindrucksvoll der Bericht des Vorgefallenen hervorgeht. Wir haben sie einfach und wie eine Prophezeiung Quetzalcóatl in den Mund gelegt, bevor es wirklich gesagt worden ist.

## Anmerkungen

- 1 *Anáhuac* – aztekisch: ›am Wasser‹; das rund 2000 m hohe zentrale Hochland des südlichen Mexico; bei den Azteken die Küstenländer beiderseits des Anáhuac.
- 2 *Cocomes* – die Cocom bildeten zwischen dem 11. und 15. Jahrhundert ein mächtiges Fürstengeschlecht der Maya, das seine Herkunft von den aus Tula eingewanderten Tolteken herleitete.
- 3 Zitat des Verfassers nach Torquemada: *Monarquía Indiana* (1613).
- 4 *Tamemen* – in Alt-Mexico der Indio, dessen Amt es war, Lasten auf der Schulter zu tragen.
- 5 *Chichimeken* – ›Barbaren‹; so nannten die Azteken die auf altsteinzeitlicher Kulturstufe stehenden kriegerischen Jägerstämme an den Grenzen des Aztekenreiches.
- 6 *Teponaxtle* – Aztekentrommel, die noch heute gebräuchlich ist. Es ist ein hohler Baumstamm ohne Trommelfell und mit zwei kleinen Zungen, die mit Stöckchen geschlagen werden.
- 7 *Mictlan* – in der Mythologie und Himmelskunde der Azteken die Nacht.
- 8 *Nopal*-Gattung opuntienähnlicher Kakteen aus Mittelamerika.
- 9 *Tolteken* – ›das Volk von Tula‹ (Náhuatl), gehörte wie die Azteken zu den ursprünglich aus dem Norden eingewanderten Völkern und gründete nach der Mitte des 9. Jahrhunderts im mexicanischen Hochland seine Hauptstadt Tula (Tollan), die 1168 durch Chichimeken zerstört wurde.
- 10 *Kopal* – mexicanisch copalli ›Harz‹: Sammelname für verschiedene harzhaltige Bäume der Gattung Elaphrium, deren Harz als Weihrauch verwendet wird.
- 11 *Cuate* – von ›coatli‹ (Náhuatl): Zwilling.
- 12 *Peyotl* – indianischer Name der Stammpflanze des Mescalins; dornenloser Kaktus von Rettichform.
- 13 *Jilote* – von ›xilotli‹ (Náhuatl): Haar; der noch milchige Mais, dessen Kolben noch nicht eingekornet hat.
- 14 *Ku-kul-kan* – ›Federschlange‹, Maya-Name für Quetzalcóatl, der bei den Maya als aus Tula vertriebener religiöser Erneuerer und politischer Reformers galt und mit Hilfe der Itzá das nördliche Mayaland unterwarf.
- 15 *Tezcatlipoca* – ›der rauchende Spiegel‹; Gott der Azteken und Gegenspieler Quetzalcóatls, der den Nachthimmel verkörperte und der Schutzgott der Krieger und Rächer der Missetaten war.



- 16 Zitat des Verfassers nach Torquemada: *Monarquía Indiana*.
- 17 *Braza* – Längenmaß, das zwei Ruten oder 1,6718 m betrug.
- 18 Die Beschreibung entspricht Torquemada (o. c.) und Bernardino de Sahagún: *Historia, general de las Cosas de Nueva España*. Ed. Robredo, Mexico 1938 (Anm. des Verfassers).
- 19 *Tianguis-Markt* – von ›tianquiztli‹ (Náhuatl): kleiner Markt: in den Dörfern des Inneren von Mexico gebräuchlicher Name für das Fest und die Tage, an dem dieser Markt abgehalten wird.
- 20 Zitat des Verfassers nach Sahagún (o. c.).
- 21 *Maztle* – von ›maxtlatl‹ (aztekisch): Lendenschurz.
- 22 *Pelotaspiel* – Ballspiel kultischen Ursprungs, eine Vorform des Tennis.
- 23 Zitat des Verfassers nach Torquemada: *Monarquía Indiana*.
- 24 *Macebualen* – den Namen ›macehualli‹ gaben die Azteken jenen Indios, die zur Arbeit in der Landwirtschaft bestimmt waren; sie besaßen einen niedrigen sozialen Status.
- 25 In den folgenden Passagen und Gesprächen folgt der Verfasser bis Ende des Kapitels zum Teil wörtlich den Anales de Cuauhtilan.
- 26 *Pulque* – mexicanisches Nationalgetränk, eine Art dicker Maisbranntwein, das aus der Gärung des Agavensaftes gewonnen wird.
- 27 Vgl. zu Anm. 25.
- 28 Auch für dieses Kapitel vgl. zu Anm. 25.
- 29 Zitat des Verfassers aus den Büchern der *Cbilam Balam*.
- 30 Zitat des Verfassers aus Sahagún: *Historia general de las Cosas de Nueva España. Relato de los Compañeros de Cuauhtémoc*.
- 31 Zitat des Verfassers aus Sahagún, o. c. Die Worte werden Moctezuma zugeschrieben.
- 32 Zitat des Verfassers aus Sahagún, o. c., *Relato de los Compañeros de Cuauhtémoc*.
- 33 Zitat des Verfassers aus *Chilam Balam*.
- 34 Zitat des Verfassers aus Sahagún, o. c., *Relato de los Compañeros de Cuauhtémoc*.
- 35 Zitat des Verfassers aus *Chilam Balam*.
- 36 Zitat aus Sahagún, o. c. Die Worte werden Moctezuma zugeschrieben.
- 37 Zitat des Verfassers aus *Chilam Balam*.
- 38 Zitat des Verfassers aus Sahagún, o. c., Buch XII, Kap. 3.
- 39 Zitat des Verfassers aus Sahagún, o. c., *Relato de los Compañeros de Cuauhtémoc*.



# *Inhalt*

Prolog in dem Ursprung 9

I Der Weg 11

II DasAnahuac 27

III Die Tolteken – Die Baumeister 49

IV Ce-Acatl 67

V Die Pyramide 72

VI Die Gefangenen 94

VII Die Dürre 110

VIII Die Rückkehr Tezcatlipocas 128

IX Der Auszug 140

X Die Weissagung 163

XI An dem Ufer der Ruhe 170

Epilog 172

Quellennachweis 174

Anmerkungen 176